

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339116](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339116)

Die drei Söhne.

Unweit dem Ufer der Donau, an einem einsamen Bache, tief im Walde, lag eine kleine Mühle. Hier saß die arme Magdalenena und blickte sehnsüchtig durch das niedere Fenster dem Wege zu, der durch die Gebüsche zu ihrer abgelegenen Wohnung führte. Sie war die Wittve des seit Kurzem verstorbenen Müllers, und ob sie sich gleich als die Mutter von drei schönen und wohlherzogen Söhnen glücklich zu preisen schien, so fühlte sie sich jetzt doch hülflos und verlassen; denn alle drei hielt die Ferne von ihr geschieden. Der Älteste von ihnen, der flinke Hartung, hatte den Stand seines Vaters erwählt und war als Müller-Knappe schon lange auf die Wanderschaft gegangen; der schlankte Heinrich war freiwillig in den Krieg gezogen; den bloaden Verhold aber hatte, da er noch ein ganz zarter Jüngling war, ein Vetter mit sich nach Trieste genommen, um ihn zum Handelsstande zu erziehen.

„D käme doch nur einer zurück von allen dreien!“ seufzte sie oft, „sich meiner Hüfllosigkeit anzunehmen!“

Da hörte sie einst ein fröhliches Hörnergetöse durch den sonst schweigenden Wald, und ward bald einen ländlichen Festzug gewahr, der sich Bahn durch die Sträucher machte und nun in vollem Sonnenglanze daher kam. Es war ein stattlicher Wagen, mit vier muthigen Rossen bespannt, die, so wie der Wagen, mit Blumen und bunten, flatternden Bändern geschmückt waren.

Die arme Wittve ward schon von ihrer prachtvollen Erscheinung ganz geblendet; als sie aber erst ihren ehrerbietigen Blick zu dem Wagen erhob, da ward sie auf dem offenen Sitze eine hochgewachsene, blühende Jungfrau gewahr, in ländlichem, blühendem Schmucke, und neben ihr, strahlend in kräftiger Jugendschöne, ihren ältesten, lieben Sohn Hartung. Ihnen folgte ein anderer Wagen, mit fröhlich anstimmenden Spielteuten.

Der flinke Hartung sprang sogleich vom Wagen, den er halten ließ, fiel seiner Mutter um den Hals und sagte: „Liebe Mutter ich komme, da unser Weg nicht allzuweit von

hier vorüberführte, gleich mit meinem ganzen Behör, Euch meine schöne Braut, oder vielmehr seit gestern mein liebes junges Weib vorzustellen, und euch zugleich anzukündigen, daß Ihr nun mit uns ziehen und künftig bei uns leben sollt! Auch die junge Frau, die Barbara hieß, war von dem Wagen gestiegen und wiederholte freundlich grüßend den Antrag ihres Mannes.

Die Mutter konnte sich lange gar nicht von ihrer freudigen Bestürzung erholen. „Ach Himmel,“ rief sie, „wie viel Freude läßt du mich erleben!“ Sie konnte nicht aufhören bald ihren männlich aufgeblühten Sohn, bald die stattliche Tochter, die er ihr zugeführt hatte, mit freudeglänzenden Blicken zu betrachten.

Lebensmittel und Wein wurden indeß ausgepackt und ein fröhliches Mahl eingenommen. Als die Pferde auch gefüttert und ausgeruht hatten, drangen die Angekommenen auf die Wiederabreise; da sagte die Mutter ganz bekloffen: „Aber lieber Hartung, willst du denn die Mühle ganz auf immer verlassen, in der dein guter Vater gelebt hat?“

„D liebe Mutter,“ entgegnete Hartung lustig, „von der ist nicht mehr die Rede! Ich habe eine viel größere, schönere Mühle gekauft, landeinwärts an einem breiten Ströme. Da fliegen drei Räder wie in der Luft, während sich unser einziges kleines so muthherzig dreht, als ob es kaum das Leben hätte. Und Gärten, Felder, daß es eine Lust ist! Denn ihr sollt wissen, liebe Mutter, daß mir nicht bloß ein schönes, sondern auch ein sehr reichbegütertes Weib zu Theil geworden ist. Ihr Vater besitzt einen großen Meierhof, ohnweit der Mühle, in der ich zuletzt arbeitete. — Da glückte es mir denn — bei Tanz und andern Gelegenheiten — ihre Gunst zu gewinnen“ — setzte er mit einem lächelnden Seitenblicke auf seine junge Frau hinzu, die wieder schalkhaft in seine muntern schwarzen Augen lachte.

— „Und da ihr Vater sah,“ fuhr Hartung fort, daß ich ganz rechtlichen, sittlichen Wandels war, und die Arbeit nicht scheue, so gab er sie mir, und mit ihr einen guten reichlichen Anfang! Und so, Mutterchen, macht

nur, daß Ihr die kleine Mühle mit uns verlaßt!“

Die Mutter freute sich zwar über die Erzählung von ihres Sohnes Wohlstande; doch konnte sie nicht unterlassen noch halb schüchtern einzuwenden: „Aber — der arme Vater hat sie mit schweren Sorgen wieder ausgebaut und in Stand gesetzt, und wünschte immer, daß sie Einer von Euch behalten möchte. — Wär' es denn nicht möglich, daß Ihr — —?“ setzte sie nur halblaut hinzu.

Aber da mußte die junge Frau laut auflassen und sagte: „Nein, Mütterchen, wo denkt Ihr hin? in dieser kleinen Mühle sollte ich wirthschaffen? die ist ja nicht viel größer, als zu Haus unser Taubenschlag!“

Da war nun an kein Widerstreben weiter zu denken, wenn sie anders bei ihren lieben Kindern leben wollte. Schweigend suchte sie ihre geringen Habseligkeiten zusammen, und sagte unter heimlichen Thränen der Wohnung Lebewohl, wo sie in Lieb' und Treue manches stillglückliche Jahr verlebt hatte. Doch trug sie noch einem alten Holzfäller, der in der Nachbarschaft der Mühle eine kleine Hütte bewohnte, auf, für ihr Eigenthum Sorge zu tragen. Segen Abend reiste die Gesellschaft zum Ueberrachen nach der nahen Stadt ab, und zogen am andern Tage spät in dem neuen Wohnorte ein.

Nun blieb die kleine Mühle im Walde liegen; das Rad stand trocken in der Sonne; der Bach glang traurig murrend, einstüdeleisch um das verlassene Haus, dessen Bewohnern er einst freudig gedient hatte; hohes Gras bedeckte den Hof und das ehemals so wohlgepflegte Gärtchen; nur die Rosen blühten noch stehend mitten unter den wildernden Sträuden und dem hohen Graswuchs empor.

Magdalena fand indeß, unter ihren wohlhabenden Kindern lebend, die Liebe nicht vergolten, die sie zu ihnen gezogen hatte, so sehr sie auch mit ehrerbietiger, fast demüthiger Aufmerksamkeit die Wünsche ihrer stattlichen Tochter zu erfüllen strebte. Habsucht und Härte waren Hauptzüge in Barbaras Gemüth; sie hatte geglaubt, in der Mutter ihres Mannes eine brauchbare und wohlfeile Gehülfin zu finden und einst eine sorgsame Wärterin für ihre Kinder; als sie aber sah, daß Kränklichkeit und Schwäche die Arbeitslust der armen Magdalena hemmten, da schien sie ihr eine unnütze Last. Der stinke Hartung war zwar stets ein rechtlicher Sohn gewesen;

allein er hörte zu sehr auf sein Weib, und da auch er nicht allzuweil von Gefühl war und ebenfals Neigung hatte seine Habe zu vermehren, so ging er nur rastlos seinen Geschäften nach, und achtete nicht sehr darauf, ob es seiner Mutter wohl oder übel gehe. Diese aber war zu wahrhaft gut, und durch Klagen die Eintracht der beiden Gatten stören zu wollen. Sie seufzte im Stillen unter den schweren Arbeiten, die ihre Barbara auflegte, und endlich, als sie ihre Kräfte ganz erliegen fühlte, entschloß sie sich, wie wohl mit heißen bitteren Thränen, lieber zurück in ihre armelige Wohnung zu kehren.

Der beschäftigte Hartung hörte dies zwar mit Bewunderung und einem Ausbruche männlichen Unmuths über weibliche Unverträglichkeit; indeß, da ihm sein Weib versicherte, daß es blos Eigensinn der Mutter sei, so hindere er ihr Fortschloß weiter nicht, nahm mit bewölker Stirne von der Mutter Abschied, und sorgte nur noch mit eignem Ansehn dafür, daß ihr allerlei Lebensmittel auf den sie helmführenden Wagen gepackt und eine hinlängliche Baarschaft eingebündigt wurde.

Bei ihrer Rückkunft war die kleine Mühle beinahe verfallen, jedoch befand sich noch ein schützendes Gemach in derselben. Hier lebte sie nun wieder ihr einsam stilles Leben, und wenn auch zuweilen der Bach, aufgeregt vom Regen, zürnend über Stein und Röhrig schäumte, wenn auch der Sturm tobend in den Wipfeln sauste, doch schien es ihr minder schrecklich, als die feindseligen Blicke, die zuweilen aus den Augen der zürnenden Barbara auf sie gefallen waren.

Aber ärmer war sie geworden durch die Erfahrung an dem Einen ihrer Söhne. Noch ängstlicher dachte sie nun an die andern beiden, und unwillkürlich wandten sich ihre Gedanken immer zu dem jüngsten von ihnen, zu ihrem blonden Berthold hin; denn ob sie gleich alle ihre drei Söhne mit gleich herzlicher treuer Mutterzärtlichkeit liebte, so war doch dieser eigentlich der Liebling ihres Herzens, ohne daß sie es sich selbst gestand. „Ach Gott! er war so zart und schön!“ — sagte sie oft zu sich selbst, — „mir ist zuweilen gar, als müsse etwas Vornehmes ihm werden.“

So war eine lange, freudlose Zeit für sie dahingegangen; die Lebensmittel waren zu Ende und sie wußte nicht, ob ihr Sohn,

der finke Hartung, sie in seinem Erwerbs-
eifer vergessen, oder ob ihn sein Weib ganz
von ihr abgewandt habe. Sehr traurig saß
sie eines Morgens an dem kleinen Fenster
und sah wie sich die Bäume mit hellem Son-
nengolde bekleideten, und die Vögel singend
ihr Futter suchten; da erblickte sie auf ein-
mal durch das sonnenhelle Grün einen Rei-
ter daher ziehen, auf einem ziemlich schönen,
lichtbraunen Pferde, das seine weiß gezeich-
neten Füßchen vornehm über die wilden
Ranken des Bodens hob. Er hielt an der
Mühle, stieg ab, und mit Entzücken er-
kannte sie in ihm den geliebten Berthold
wieder.

Sie war minder durch seinen, als ehe-
mals durch Hartungs Anblick überrascht,
theils weil sie sich zeitlich beständig im Geiste
mit ihm beschäftigte, theils weil er sich auch
weniger verändert hatte. Er war noch im-
mer so zart als vormals, und auch nicht all-
zu hoch emporgewachsen, sondern nach Wuchs
und Anstalt mehr beinah mädchenhaft anzu-
sehen. Seine Kleidung aber, und Alles was
ihn umgab, war eben so zierlich und fein,
als er selbst, und setzte die Betrachtende in
das froheste Erstaunen.

Nach vielen zärtlichen Umarmungen sagte
Berthold: „Ich komme, meine liebe Mutter,
um Euch meine Gattin und mein Kind zu
zeigen, die mir in geringer Entfernung in
ihrem Reisewagen nachfolgen. Der Hand
meiner Beate, deren Herz zu gewinnen mir
gelang, verdanke ich meinen jetzigen Glücks-
zustand. Ich besitze ein schönes, weitläufiges
Haus in einer großen Seehafenstadt, und
Alles, was der Stanz eines angesehenen
Handelsherrn erfordert. Wir mußten in das
benachbarte Land, und da haben wir einen
großen Umweg gemacht, um Euch, meine
theuere Mutter, heimzusuchen.“

Während er noch so sprach, kam ein glän-
zender und bequemer Reisewagen heran, in
welchem seine Gattin von mehreren Dienern
und Dienertinnen umgeben, saß; Berthold
eilte den Dienern zuvor, sie herauszuheben,
und führte sie seiner Mutter zu. Sie schen-
te ein ähnliches zartblondes Bild, wie Ber-
thold selbst, nur daß sie blässer war und
ihre reichen blonden Locken etwas ins Röt-
liche fielen. In den feinen, regelmäßigen
Zügen ihres Gesichtes lag aber etwas so
Stolzes, Geringschätziges, ja ein beinahe
spöttischer Zug umgab die blaßrothen Lip-

pen; so daß die arme Magdalena noch weit
weniger ein Herz zu ihr fassen konnte, als
vormals zu der rüstigen Barbara. Das
Kind aber, das Berthold von dem Arme
einer Wärterin nahm und ihr entgegenbrag,
kam ihr, in seinem feinen Linnen schlum-
mend, wie ein wunderliebliches Wachs-
bildchen vor; sie wagte es kaum anzufassen,
umring es aber mit Blicken voll unendlicher
Mutterliebe. „Ach Gott, das liebe, liebe
Kind!“ rief sie, „ach das werd' ich gar nicht
vergessen können!“

„Wie wär' es, liebe Beate,“ sagte Ber-
thold mit einiger Schüchternheit, „wenn
wir die Mutter mitnähmen? Wie haben so
ein schönes weites Haus —“

Aber Beate warf ihm einen so scharfen,
zurückweisenden Seitenblick zu, daß er so-
gleich verstummte.

Die verdachtlose Magdalena hatte es nicht
bemerkt. Es ist dem Menschenherzen eigen,
daß es bei dem, was es recht innig und vor
allem Andern liebt, dieselbe liebevolle In-
nigkeit voraussetzt; so zweifelte auch Mag-
dalena keinen Augenblick, in Berthold ihr
eigenes Gefühl wieder zu finden. Als sie aber
gleich darauf in dem anstößenden Gemach
beschäftigt war, etwas zu Erforschung der
theuern Gäste herbeizuholen, hörte sie un-
vermuthet, wie die junge Dame nicht ohne
Bitterkeit zu ihrem Manne sprach: Ich muß
gestehen, ich hätte dir mehr Umsicht zuge-
traut! Die alte Frau würde sich vorrefe-
lich in unsern Gesellschaften ausnehmen!
Sie selbst würde sich dort nicht gefallen;
— und dann dächte ich doch, meine Ver-
wandtschaft hätte so viel Schonung um dich
verdient, daß du gerade nicht aller Welt
deine Herkunft zur Schau trägst, da man
sie dir selbst zum Glück nicht anmerkt.

Durch diesen letzten Zusatz war der junge
Mann so sehr geschmeichelt, daß er seinen
Vorschlag als eine Uebereilung zurücknahm,
und deshalb um Verzeihung bat.

„Gieb, oder schicke ihr, so viel du willst!“
fuhr seine Gattin besänftigter fort, — „das
Handelshaus meines Vaters wird deshalb
nicht zu Grunde gehen; nur ihre Gegenwart
müthe mir nicht zu!“

Thränen stürzten beim Hören dieser Res-
den aus den Augen der armen Mutter, die
aber, da sie, sanft und duldbend, wie immer,
sich zwang heiter zu scheinen. Berthold und
seine stolze Gattin brachen bald wieder auf;

er beschenkte beim Abschied die Mutter mit einer Geldsumme und versprach mehr zu schicken. Eine innere Regung hieß ihr zwar diese Gabe ausschlagen, Indes die Noth und die Liebe, die sie noch immer für den schwachen, sie verläugnenden Sohn hatte, bewogen sie dennoch zur Annahme. Bald sah sie die dahlnrollenden Räder und den Reiter im Gebüsch verschwinden.

Tiefer noch und zerstörender hatte diese lehrere Erfahrung in ihr Herz gerissen. „So hab' ich jetzt keine Söhne mehr!“ sagte sie schmerzlich, „denn Heinrich wird gewiß im Kampfe gefallen seyn, so sagt es mir mein ahnendes Herz.“

Und als sie eines Nachts in tiefen Schlaf gesunken war, führte ihr auch ein Traum diese betrübende Wahrheit vor. Sie sah auf einem grünen Felde einen gefallenen Krieger ruhen, seine Waffen lagen um ihn, und sein Blut floß dunkel aus einer Wunde der Seite. Ganz einsam war das Feld; seine Gefährten lagen weit abwärts; nur der Abendstern sah aus röthlichem Gemölk mitleidig zu ihm nieder. Sie blickte ihm in das Gesicht, und erkannte deutlich die bleichen Züge ihres Heinrichs.

„Sehab dich wohl, mein Sohn!“ sagte sie erwachend, indem sie ihre Hände auf der beklommenen Brust zusammenfaltete, als wolle sie den hervorbrechenden Jammer zurückpressen — „so bist du wenigstens dahingegangen, ohne daß du mich verlassen und verläugnet hast.“

Unterdessen schwand ihre Gesundheit immer mehr, und das, was ihr Berthold gelassen hatte, ging zu Ende, ohne daß sie weiter von ihm vernahm. Ob in der weiten Entfernung die Botschaft verloren gegangen war? ob er sie ganz im Rausche seines Glückes vergessen hatte, wußte sie nicht.

Ihr einziges Sehnen war nach einer baldigen Erlösung durch den Tod gerichtet.

Jetzt war dieselbe Jahreszeit wieder gekommen, in welcher sie durch ihres ältesten Sohnes, des stinken Hartungs Erscheinung erfreut worden war; der Sommer neigte sich zu Ende; das volle Laub der Wälder ward immer dunkler und brauner, und der ernste, schwermüthige Herbst nähete heran, mit seinen träumerischen Nebelgebilden. Bitternd dachte die Arme an den drohenden Winter.

Nach einem solchen schwermüthigen Tage

hatte sich eine recht herrliche Abendröthe ausgebreitet, da, wo das Grün der Waldung nach Westen hin eine freie Oeffnung ließ, und mitten in dem Kranze rother Wolken strahlte der Abendstern freundlich herab. Ganz so erschien Alles der schmerzlich über raschten Magdalene, die vor ihre Hütte getreten war, wie sie es jüngst im Traume gesehen hatte.

Und sieh! in diesem Augenblicke trat eine Gestalt aus der grünen Umlaubung, ganz ähnlich der Gestalt ihres gefallenen Sohnes; in kriegerischem Schmuck, verklärt in dem umgebenden Abendglanz.

Die immerwährende Einsamkeit hatte die arme Alte wohl zum Geisterglauben stimmen können, und sie war nahe daran, die Erscheinung für den Schatten ihres beweinten Heinrichs zu halten.

„Ich komme, meine theure Mutter,“ rief der herbeilebende Krieger, „Euch nach so langer, bitterer Trennung wieder einmal an meine Brust zu drücken!“

Und sie fühlte sich von den Armen ihres wirklichen, ihres lebendigen Sohnes umschlungen; denn es war Heinrich, der schlanke Heinrich selbst.

Sie ward jetzt auch sein treues Roß gewesen, das er hinter sich am Zügel führte. Es beugte seinen muthigen Nacken, gleichsam als wolle es sie grüßen, und blickte sie mit den glänzenden, treuen Augen freundlich an.

Sie führte nun den theuern Wiedergesunden voll Freude nach der kleinen väterlichen Mühle, um dort auszuruhen und sich zu pflegen. Er bat nach guter Reiterweise nur um Aufschub, vorher sein müdes Roß unter Dach zu bringen und wohl zu versorgen; und sie eilte mit verjüngter Kraft in das kleine Gemach, um bei der feuchten kalten Herbstluft ein wärmendes Feuer anzuzünden und Alles, was nur in ihrem Vermögen war, zu seiner Bewirthung herbeizuschaffen. Sie hätte weinen mögen, daß es nicht mehr war; allein die Freude behauptete heute ihre siegende Obergewalt.

Als er nach kurzer Weile eintrat, und nun das lobende Feuer den blanken Kriegerschmuck auf seiner Brust, und ihn selbst hell beleuchtete, da konnte sie nicht aufhören, wieder und immer wieder nach ihm emporzublicken und zu bewundern, wie er sich so herrlich ausgebildet hatte. Sein schlans

ine andere Richtung zu nehmen, um ihre Vereinigung zu bewirken.

Mittlerweise verkündete eine große Staubwolke die Annäherung der bischöflichen Reiter, und bald erschien der Bischof mit denselben auf der Anhöhe, neben dem Garten Strubentwegs, eines reichen Patriziers aus Straßburg. Da der Bischof sah wie die Straßburger am Graben heruntermarschirten, so glaubte er, sie wollten den Kampf vermeiden und wieder in die Stadt zurückkehren, und ritt eilig den Hügel hinunter, um sich ebenfalls der Stadt zu nähern. Noch war aber sein Fußvolk eine ziemliche Strecke von ihm entfernt.

Walthar von Geroldsdorf erkannte bald seinen Irthum. Kaum waren die Straßburger um den Graben herumgegangen, so waren sie mit den Ihrigen unter großem Jubel vereint, und stellten ihre Paniere zur Schlachtordnung auf; die Anführer begeisterten durch patriotische Worte die versammelten Streiter, und gaben die Befehle zum Angriff und Vertheidigungsplan; dreihundert der besten Bogenschützen wurden beordert, sich mit dem anrückenden bischöflichen Fußvolk zu beschäftigen, während ein anderer Theil die abgeschossenen Armbrüste wieder spannte. Andere Abtheilungen guter Bogenschützen erhielten Befehl hauptsächlich auf die Pferde ihre Pfeile zu richten, und dadurch Unordnung in den Reihen der Ritter zu verursachen.

Der Bischof seinerseits traf auch alle Anstalten zum Kampfe; in glänzenden Rüstungen standen die Ritter, die der Prälat, als er durch die Reihen ritt, ebenfalls mit racheathmenden Worten aufmunterte, dieselben Städte jetzt zu zernichten.

Beide Heerhaufen waren schlagfertig, als das Fußvolk des Bischofs auf den Anhöhen sichtbar wurde. Nun konnte der Bischof seiner Streitwuth keine Grenzen mehr setzen und befahl anzugreifen. In diesem Augenblicke sprengte Marx von Eckwersheim, ein junger Straßburger Ritter, gleich einem Löwen, mit geschlossenem Visir und der Lanze in der Faust, gegen die Bischöflichen. Bei diesem Anblick ritt einer der Ritter des Bischofs mit gleichem Ungestüm gegen den Angreifer. Beide Ritter rannten mit einer solchen Gewalt gegeneinander, daß ihre Lanzen in Stücke flogen, und Mann und Pferde sich am Boden wälzten. Die Straßburger hatten im Augenblick ein frisches Pferd gebracht, auf welches sie ihrem Ritter halfen. Der Gegner war nicht so glücklich, aber so wie er sich unter seinem Pferde hervorgearbeitet hatte, griff er wüthend nach dem Morgenstern, einer Streitwaffe damaliger Zeit, und rannte auf seinen Gegner los, allein die gewaltigen Streiche die Marx von Eckwersheim mit seinem schweren Schlachtschwert gegen ihn führte, stürzten ihn bald zu Boden. Der Ausgang dieses Zweikampfs war das Signal zur Schlacht.

Um die Niederlage ihres Kämpfers zu rächen, stürzten jetzt die Ritter vorwärts: beide Massen wurden handgemeng; beide kämpften mit gleichem Muthe, beide thaten Wunder der Tapferkeit. Das Fußvolk, auf welches Balthar gezählt hatte, wurde durch einen Hagel von Pfeilen noch in Entfernung gehalten.

Während die Reiter sich schlugen, warfen sich zwei Abtheilungen der Straßburger Bogenschützen auf die beiden Flanken derselben, und richteten, auf Befehl Liebengellers, ihres Anführers, alle ihre Pfeile auf die Pferde, gleichviel ob Freunde oder Feinde. Dies wirkte vortreflich, denn ein großer Theil der bischöflichen mußte auf diese Art zu Fuß in der schweren Rüstung kämpfen. Zwei Pferde wurden allein dem Bischof getödtet; aber er fuhr fort sich tapfer zu Zuse zu schlagen; als man ihm ein Drittes verschaffte, übersah er das Schlachtfeld; jetzt überzeugte er sich daß er besiegt sey, und wandte sich mit zwei Rittern zur Flucht; der Ueberrest that desgleichen. Nach Spedlins Chronik wurden allein von den erzürnten Bauern, wegen der Bedrückungen, die sie seit zwei Jahren erdulden mußten, bei 1300 erschlagen. Unter den im Kampfe gebliebenen befanden sich 60 Ritter oder Edle, unter den Gefangenen deren 76. Die übrigen Todten und Verwundeten waren, wie Spedlin sagt, kaum zu zählen.

Der Verlust der Straßburger war sehr gering, in Vergleich dieses entscheidenden Sieges. Am Abend dieses heißen Tages zogen die Sieger, mit den Gefangenen in ihrer Mitte, unter dem Freudengeschrei der Zurückgebliebenen, ihrer Frauen und Kinder, und dem feierlichen Geläute der Glocken, wieder in die Stadt ein, und dankten, nach Spedlins Chronik, im Münster Gott für den erhaltenen Sieg.

So weit geht die Erzählung unserer Chronikschreiber von der ruhmvollen Schlacht bei Oberhansbergen und diesem von der Bürgerschaft Straßburgs allein, ohne fremden Beistand, erfochtenen Sieg. Wos die Barone von Dahlenstein, von Hohenstein, von Girbaden, und zwei Rheingrafen kämpften in den Reihen der Bürger Straßburgs. Durch diesen Sieg errangen und sicherten sich die Straßburger ihre Interessen und die Ehre Ihrer Stadt für sich und ihre Nachkommen, „denn wenn der Bischof — sagt die Chronik — sich die Privilegien, Rechte und Freiheiten, die er an die Stadt begehrte, erzwingen hätte, so wäre Straßburg, gleich Molsheim und Dachstein, unter die Herrschaft und das Joch des Bischofs gekommen.“

Wahrlich! unsere Alten haben es sich um die Freiheit und das Glück der Vaterstadt sauer werden lassen, und verdienen wohl, daß man sich ihrer, mehr denn gewöhnlich gedenkt, in Liebe und Dankbarkeit erinnere!



Die Schlacht bei Hausbergen im Jahr 1262.



Die Schlacht bei Hausbergen



Hausberg im Jahr 1262.

Die Schlacht bei Hausbergen.

Die Umgegend von Hausbergen, in der Nähe der Stadt Straßburg, hat in der Kriegsgeschichte schon öfters eine Berühmtheit erhalten. Aus der neuern Geschichte erinnern sich viele unsrer Zeitgenossen wie im Jahr 1815, am 28. Juni, eine Masse von 25,000 Allirten, die bei Schiltigheim und Hönheim posirte französische Armee, unter Napp's Oberbefehl, etwa 15,000 Mann stark, angriff, um dieselbe in die Festung Straßburg zu werfen. Dieses Vorhaben mißlang, aber die Dörfer Lampertheim, Mundolsheim und Suffelweyersheim litten sehr dabei.

Der Gegenstand unsers anderseitigen großen Bildes ist die Stizze eines Dehlgemäldes von Hrn. Diez aus Karlsruhe, welcher bei der Ausstellung in Paris im Jahr 1839. für ein größeres Gemälde, eine goldene Denkmünze erhalten hat. Auch bei der neulichen Gemälde-Ausstellung dieses Jahrs der Société des Amis des Arts in Straßburg, wo beide Gemälde des Hrn. Diez sich vorfanden, war über dessen Kunstvollkommenheit nur eine Stimme.

Obgleich die neuere Kriegsgeschichte Grothaten aller Art enthält, so verdient doch gegenwärtiges Bruchstück aus der Geschichte des Mittelalters ausgezogen zu werden, da sie eine der schönsten Waffenthaten ist, welche die Bürger Straßburg's gegen ihre Unterdrücker errangen. Es war die Schlacht bei Hausbergen, im Jahr 1262, in welcher die Bürger der Stadt Straßburg dem damaligen Bischof, Waltherr von Geroldsbeck, ein Treffen lieferten und ihn gänzlich schlugen. Von diesem Ereigniß an gründete sich die Wohlthat der Stadt, die durch die Weisheit des Magistrats und die Tapferkeit ihrer Bürger fast vierhundert Jahre lang erhalten wurde.

In jener unglücklichen Zeit, wo die deutschen Kaiser oft nicht im Stande waren die unruhigen Fürsten und Edelleute im Zaum zu halten, bald gar kein Oberhaupt war, beschloß obgedachter Bischof Waltherr von Geroldsbeck ebenfalls diese unruhigen Zeiten zu benutzen, um die Hauptstadt seines Bisthums zu unterjochen. Die Bürger mochten dagegen Einsprüche, und beriefen sich auf ihre von Königen und Kaisern erhaltene Diplome und Privilegien.

Bald entstand ein unheilvoller Krieg, der in weniger als zwei Jahren das ganze Elsaß und einen Theil des badißchen Landes in einen Schauplatz der Plünderung und des Jammers versetzte.

Der Bischof hatte die Stadt verlassen, und seine Residenz in Molsheim genommen. Dit kam es zwischen den Leuten des Bischofs und den Straßburgern zu Schärmüßeln, Verheerungen und Plünderung der gegenseitigen Dörfer.

Die Ursache zu dem entscheidenden Kampfe, den unser arakes Bild darstellt, war die Befestigung der

Mundolsheimer Kuhhe durch die Straßburger, weil sonst der Bischof wenn er diesen Punkt besetzt und mit Truppen besetzt hätte, über vier Straken, nach Zabern, Hochfelden, Brumath und Hagenaub, Meister gewesen wäre, und dadurch der Stadt unendlichen Schaden hätte zuzug können.

Unerwartet zog Mittwochs frühe den 8. März 1262 eine starke Abtheilung bewaffneter Bürger, Reiter und Fußvolk zu dieser Expedition ab. Alle Maurer und Handwerksgefallen waren durch den Magistrat requirirt worden, und folgten der Schaar mit Brecheisen und adern zum Niederreißen des Kirchthurms und der Pauer des Friedhofs bestimmten Werkzeugen, und lsten sogleich mit Eifer Hand ans Werk.

Bald erfuhr jedoch er Bischof in Molsheim was vorgieng. Reitende Bten eilten in die bischöflichen Dörfer, ließen die Stunglocken ertönen und beorderten die Mannschaft waffnet sich zu Dachstein zu sammeln. Mit Bligebulle sah der Bischof seine Streiter herbeieilen, ad als er 300 Reiter und 5000 Mann Fußvolk eifsammen sah, brannete er vor Ungeduld die Straßburger mit einer solchen Macht mit einem Schlage zu knichten, wartete die übrigen nicht ab, sondern zog mit diesem Heerhaufen gegen Mundolsheim. Er eil sogar mit seinen Reitern im Gallop voraus, um di Straßburgern den Rückweg abzuschneiden, und lie das Fußvolk weit zurück.

Die Straßburger herreits, hatten aber auch Kunde von dem was orgieng, und meldeten in die Stadt, welches Ungetter über sie ausbrechen solle. Die Boten ritten durch alle Stragen mit dieser Nachricht, um die Bürger zu den Woffen zu rufen; zu gleicher Zeit wurden sämtliche Glocken in der Stadt angezogen, und in kurzer Zeit waren alle waffenfähigen Bürger gerüßt, um unter der Anführung des tapfern Nikolaus von den Alten, ihren Brüdern in Mundolsheim Hülfe zu eilen.

Während dieß zu Saßburg geschah, war die Abtheilung von Mundolsheim aufgebrochen um sich der erwarteten Verstärkung der Stadt zu nähern. Sie zogen immer auf der Höhe, in geschlossenen Reihen und wehender Fahne, in von ihren Brüdern gesehen zu werden. Als sie den Haldenburger Hügel erreicht hatten, sahen sie gleichs die wehenden Fahnen der Brüder ihnen entgegenen. Die ganze Stadt schien zu ihnen herzufließen. Die Zahl der Bürger aus Straßburg, die gegen Hausbergen zogen, war, nach dem Ausdruck des Christschreibers, so beträchtlich, daß die auf dem Hüg stehende Schaar die Felder kaum unter scheiden konnte über welche sie giengen.

Ein tiefer Graben umgab damals das Dorf Hausbergen, was die Saßburger hinderte durch das Dorf zu ziehen, um stant den von Mundolsheim kommenden Bürgern zuzueinigen, und sie nöthigte,

fer Wuchs war noch männlicher und anmuthiger geworden unter den Uebungen des Kriegs, so wie die Züge seines edeln Gesichtes; seine bräunliche Wange, angeffogen von frischem Roth, stand wohl gegen das Feuer der Augen, und diese schönen, dunkeln, blitzenden Augen sprachen so unverkennbar die Treue und Güte seines Herzens aus, daß es die Langgequälte, Leidende, wie ein erquickender Lebensstrom durchdraug, wie er so innig auf sie nieder lächelte.

„Ach, denke dir, mein besser Sohn,“ rief sie, tief Athem schöpfend, „es sind nun beinahe vier Monate, da sah ich dich im Traume blutend, sterbend auf dem Schlachtfelde.“

„Das ist zum Theil auch wahr, liebe Mutter,“ versetzte Heinrich, „gerad heut vor vier Monaten lag ich schwer verwundet auf der Bahliatt. Wir hatten eine große Schlacht geschlagen.“

„Ach, mein armer Heinrich,“ rief Magdalene, „wenn ich denke, wie du für deine Brüder in den Krieg mußt!“

So lange Zeit her hatte ein starrer dumpfer Gram die Ergießung ihres Schmerzes zurückgehalten; jetzt fielen die heißen Tropfen innerer Wehmuth wieder lindernd aus ihren Augen nieder; in ihre Seele drängten sich die trüben Vorstellungen, wie der flinke Hartung stets voll Lust und Leben, immer der Liebling des Vaters, der zarte Berthold aber stets der ihre gewesen war, und wie sie den mehr in sich gekehrten Heinrich noch am leichtesten zum Kriege hingeeben.

„Weint nicht, rief Heinrich, ich liebem einen edeln Stand! Schon in einer der ersten Schlachten, in denen ich fought, ist es mir gelungen, mich von der Stufe des gemeinen Kriegers aufzuschwingen und einem unserer Anführer einen bedeutenden Dienst zu thun, der mich fortan nicht mehr von seiner Seite ließ, und in dessen Umgang ich öfter Gelegenheit hatte, meine Kenntnisse auszubilden. In der letzten großen Schlacht hat man etliche geringe Waffenthaten von mir so wohl aufgenommen, daß mir nun im Dienst der Weg zu höhern Ehrenstellen offen steht. Ich benützte bloß die Zeit nach dem seigen Friedensschlus, um sobald ich von meinen Wunden geheilt war, Euch und die liebe Helmath einmal zu sehen. Ich bin Tag und Nacht geritten — und — ich gestehe dir, geliebte Mutter, daß mich dein Anblick und der verfallene Zustand

unserer väterlichen Wohnung mit tiefer Wehmuth erfüllt hat. — Ich lese all die traurigen Veränderungen, die sich hier zugetragen haben müssen, in Euren Augen, und weh mir, daß ich nicht einmal einen sichern Zufluchtsort für meine kranke Mutter habe! — Ach, die geringen kleinen Gaben, womit ich Euch zu erfreuen dachte,“ setzte er niedergeschlagen hinzu, und reichte ihr halb schüchtern die Geschenke dar, die er ihr mitgebracht hatte. — „Es ist zwar redlich erworbenes Gut, allein was nützt dir solche Kleinigkeit? — Ach, ich werde mit schwerem Herzen zurückkehren!“

Magdalene hatte bisher in tiefem Nachdenken gestanden, als beschäftigte sie nur ein Gedanke aus ihres Sohnes Rede. — „Du willst also nicht hier bleiben?“ — fragte sie jetzt mit bebender Stimme, und harrete ättern auf seine Antwort, wie auf einen Ausspruch über Tod und Leben.

„O nein, theuere Mutter,“ erwiderte der Krieger traurig aber bestimmt. „Sehr flüchtig ist mein Besuch; morgen um diese Zeit muß ich schon wieder auf dem Rückwege seyn. Wir rücken in entferntere Gegenden, und ich darf da nicht fehlen.“

Er hatte diese Worte noch nicht geendet, da dachte Todesblässe ihr Gesicht, und mit dem Ausdruck herzzerreißenden Jammers rang sie stehend die Hände zu ihm empor, ohne ein Wort sprechen zu können; nur ihre Augen, welche die seinen suchten, redeten eine stumme aber mächtige Sprache.

„Meine gute Mutter! faßt Euch“ rief der geängstete Heinrich, indem er sich liebevoll um sie bemühte.

„O mein Sohn! o mein lieber einziger Sohn!“ brach sie endlich aus, in Tönen, die tief in sein Inneres schnitten. „O bei Allem, was heilig ist, verlaß mich nicht! oder stoße mitleidig dein Schwert in das Herz deiner unglückseligen Mutter, ehe du sie dem Schicksal überlässest, einsam, und, o was tausendmal schrecklicher ist, verachtet, gekränkt, ja, verächtlich.“

Sie erzählte ihm darauf mit wenigen eindringenden Worten, wie die Herzen seiner Brüder von ihr abgewandt worden waren, und der edle Heinrich fühlte zu tief, wie es schwerer sei als der Tod, da Großmuth erstehen zu sollen, wo man geheiligte Rechte hat. Ein schmerzlicher Kampf entstand in seinem Innern. Die rühmliche

Bahn, die vor ihm lag, und ihm jetzt endlich so manche erlittene Drangsale zu belohnen verhiess; die Pflicht, die er für seinen theuern Stand zu haben meinte. Alles drang auf ihn ein; doch über Alles siegte endlich die Liebe, das Mitleid für seine unglückliche Mutter. „Nein!“ rief er übermächtig aus. — „ich kann nicht länger!“ — „Nichte du!“ rief er und wandte sein reines Auge himmelan. — „richte du zwischen mir und meiner mahnenden Kriegerpflicht! Ich habe oft dem Tode unerschrocken ins Auge geblickt, — den Jammer meiner Mutter kann ich nicht sehen!“ — Des andern Tages trat er seinen Rückweg zum Heere an; doch nur um seine Entlassung zu erbitten. Nur im Fall einer erneuten, dringenden Kriegsfahrt, nahm man sein Versprechen, sich wieder in die Reihen zu stellen, an.

Leichten Hergens kam er zurück.

Die kleine Mühle ging nun wieder thätig, und schallte durch die grüne Einsamkeit; denn Heinrich suchte sein früheres, väterliches Gewerbe wieder hervor, das er nur für die begeisterte Pflicht des Waffenstandes aufgegeben hatte. Treu und liebend übte er jetzt die stillen einfacheren Pflichten; auch die hausfällige Bohnung stieg bald durch seinen treuen Fleiß wieder in ihrer vortigen Nützlichkeit empor. Der muntere Bach kam wieder am thauigten, rothen Morgen mit traulichem Geschwätz zu ihm unter das kleine Fenster, unter den schwankenden Steeg, und zeigte ihm, wie zum Lohn, sein schönes Bild im kristallinen Spiegel.

Heinrich aber dachte an nichts, als wie er seine arme Mutter erquickten und erfreuen wollte, die auch bald unter seiner Pflege genesen, so wie ein halbgeknicktes Bäumchen, das ein mitleidlicher Wanderer unterstützt.

Manche der Mädchen der Umgegend, die zum Hanfreiben nach der Mühle kamen, sahen mit Vergnügen den fleißigen und schönen Heinrich, und eine Wahl zur Hausfrau unter ihnen würde etwas leichtes gewesen seyn; allein er dachte an das Beispiel seiner Brüder und beschloß, sein Herz standhaft zu bewahren, um ganz für die arme Mutter leben zu können, der er so viele Kränkungen zu vergüten wünschte.

Eines Tages gieng er nach einem kleinen Dorfe, das am Ausgange des Waldes lag. Nicht weit davon, am Abhange eines Berges, befand sich ein adeliches Gut. Auf dem Rück-

wege nach seiner Mühle begriffen, schlug er einen etwas einsamen Waldweg ein, und wurde nicht wenig überrascht, darauf ein junges Frauenzimmer in einem Reittkleid zu treffen, das trostlos neben einem zu Boden liegenden Reitpferde stand. Sie konnte ihre Mangellichkeit nicht verbergen, als Heinrich neben ihr stand und es bemerkte. Fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein, sprach er beruhigend zu ihr, ich will Ihnen beistehen und dem Pferde aufhelfen und Sie gerne aus dem Walde begleiten. Ich nehme es mit Dank an, entgegnete die Unbekannte, indem mein Diener mir hofentlich bald entgegenkommen wird. Das Pferd stand zwar wieder auf, allein ein Vorderfuß war so beschädigt, daß es denselben nicht brauchen konnte, und am Zaume geführt, mühevoll fortkam. Die freimüthige Offenheit Heinrichs erweckten das Vertrauen der Dame, und sie richtete verschleierte Fragen an ihn. Heinrich erzählte ihr einiges von den Umständen seines Kriegerlebens, und seinem jetzigen Stande. Wie? rief sie mit Verwunderung, und betrachtete ihn mit einem eigenen Blick: So habt ihr den ehrenvollen Kriegerstand, den ihr doch zu lieben scheint, so jung schon aufgegeben, um ein so unbedeutendes Gewerbe zu treiben? Heinrich geriet etwas in Verwirrung über diese Bemerkung; mit wenigen, in tiefer Bewegung gesprochenen, Worten gab er die Ursache an, die ihn bewogen seinen Stand zu verändern. Unverkennbar mußte sie das schwere Opfer einsehen, das er der Kindespflicht gebracht hatte, denn auch sie schien tief bewegt. „Dann,“ — rief sie herzlich aus — „dann muß ich Euch ehren!“

Es war als ob auch in ihrem Auge eine Thräne glänzte; allein sie wandte sich schnell ab. — „Lebt wohl, edler junger Mann!“ sagte sie, „dort kommt mein Begleiter.“

Heinrich sah in der That einen Diener von einem Nebenpfade auf sich zukommen.

Aus der Art, womit sie ihm Lebewohl zugewinkt, errieth des Jünglings natürlich richtiges Zartgefühl unzweifelhaft, sie wünschte nicht, daß er ihr folge; und ehrerbietig gehorchte er. Wie dem Entschwinden eines schönen Traums sah er ihr nach, als die anmuthige Gestalt dem Dörschen zuschritt, das im Hintergrunde dämmerte.

Erst spät kehrte er in die heimliche Wohnung zurück.

Einige Tage
für die Nach
rende Friede
ginge nicht er
des erfordere
Krieger in an
ging der
diesem Vater
thigen Krieg
Schmettern
auf die erlitt
Alles, was
Doch ergab
unverkennbar
traf alle An
in seinen Kr
er erlitten
Wichtigem
than hatte,
Lager schü
danke, die
Schmer
daß er über
wo sie ein
halten hat
behalten, je
kannten d
Dies hat
schied, un
Sammeln
sicher Züch
empfang,
des thoren
und war d
fiat, fruch
Talb
menge geg
Kämpfe,
inmitten
hätte voll
Wuth ein
ten ein rü
da lehrte
Wärde ein
Neiterlan
Die S
im Ger
des treue
so wie er
ihre Weib
diesem sa
fast erwa
Wier
finden me

Einige Tage nach diesem Zufall im Walde kam die Nachricht, der kaum ein Jahr dauernde Friede sei gebrochen, der Krieg beginne wieder, und die Noth des Vaterlands des erfordere die Sammlung aller wackern Krieger in größter Eile. Auch an Heinrich erging der Aufruf, und die erste Bewegung bei diesem Rufe war Freude im Herzen des müthigen Kriegers, gleich wie das Ross beim Schmettern der Trompeten; nur als sein Blick auf die erblickende Mutter fiel, empfand er Alles, was ihm dieser Aufruf kosten sollte. Doch ergab sie sich bald gefasster in diesen so unverkennbaren Ruf der Pflicht. Heinrich traf alle Anstalten zu ihrer Versorgung, die in seinen Kräften waren, für die Zeit, wenn er entfernt seyn würde, und erst als er allen Pflichten kindlicher Frömmigkeit Genüge gethan hatte, als die beruhigte Alte auf ihrem Lager schlummerte, überließ er sich den Gedanken, die nächst dem seine Seele füllten.

Schwer war es ihm aufs Herz gefallen, daß er eben jetzt aus der Gegend scheiden sollte, wo sie einen so entzückenden Reiz für ihn erhalten hatte, denn er konnte es sich nicht verhehlen, jenes Zusammentreffen mit der Unbekannten beschäftigten lebhaft seine Sinne.

Tief besetzt nahm er von seiner Mutter Abschied, und trat bald auf dem bestimmten Sammelplatz ein. Das Getümmel kriegerischer Thätigkeit, das ihn schon bei dem Heer empfing, riß indes unwillkürlich den Geist des thatenlustigen Jünglings mit sich fort, und war das sicherste Heilmittel gegen müßige, fruchtlos verzehrende Schwermuth.

Bald waren die Heere in blutigem Handgemenge gegen einander; täglich erneuerten sich Kämpfe, und größere Schlachten erhoben inmitten ihre brüllenden Donner. Heinrich hatte volle Gelegenheit, seinen angeborenen Muth zu bewähren, und als nach 6 Monaten ein rühmlicher Friede geschlossen war, da kehrte er mit neuen Ehrenzeichen und der Würde eines Rittmeisters über eine wackere Reiter-schaar in die Heimath zurück.

Die Sorge um die theure Mutter war selbst im Geräusch der Waffen nicht in der Brust des treuen Sohns erstorben; sie ward stärker, so wie er sich ihr nahte, und behauptete selbst ihr Recht über die Schwärmerieen seiner Liebe, die ebenfalls hier in ihrer Heimath wieder lebhaft erwachten.

Wie er die gute Alte, ja ob er sie noch lebend finden werde? Diese Gedanken beunruhigten

ihn; bebend öffnete er die Thür der kleinen Wohnung, allein mit aller freudigen Munterkeit trat ihm die Mutter entgegen. Sie dankte dem Himmel inbrünstig für das Wiedersehen des geliebten Sohnes; von sich versicherte sie, daß es ihr unterdeß an nichts gemangelt habe. „Und weißt du wohl was die Ursache davon war?“ sagte sie geheimnißvoll. — „Ich muß dir erzählen!“ rief sie auf Heinrichs theilnehmende Fragen; allein nach frommweiblicher Art sorgte sie erst geschäftig für seine Erholung; dann setzte sie sich an seine Seite, und nachdem sie noch ein Körbchen mit herrlichen Früchten und Blumen vor ihn gestellt hatte, fuhr sie fort: „Sieh hier nur ein kleines Unterpfeind von dem, was ich dir zu erzählen habe!“ und feierlich fuhr sie fort:

„Als ich so gegen Abend nach deiner Abreise traurig hier saß und mich mit Sorgen quälte, wenn? und ob du wohl wiederkehren werdest? da ging die Thüre auf, und ein — ja ich möchte wohl sagen: ein Engel trat herein; es war eine junge Dame von so unbeschreiblicher Holdseligkeit und Güte, daß mir ganz wohl ward sie nur anzusehen. Sie brachte mir köstliche Früchte, Speisen und Alles, was ich nur zu meiner Stärkung und Erquickung wünschen konnte. Auch herrliche duftende Blumen dabei! Und so kam sie sehr oft und pflegte mich; ihre leutseligen, tröstenden Gespräche vercheuchten meinen Kummer um dich; Gott werde dich gewiß erhalten, sagte sie, weil du eine so treue Stütze für mich seyst. Von dir schien sie besonders gern zu sprechen, und ich mußte ihr immer von dir erzählen. So schwand mir denn die trübe Zeit unmerklich hin; ach, wenn ich doch den Engel immer sehen könnte!“

Stürmisch pochte während dieser Rede des Jünglings Herz, das ihm augenblicklich in der wunderbaren Erscheinung die unvergeßliche Unbekannte verrathen hatte; so sehr sich seine Bescheidenheit dagegen sträubte, doch mußte er sich mit Entzücken denken, daß sie an ihm Antheil — einen so himmlisch zärtlichen Antheil nehme? Er warf sich seiner Mutter an die Brust; das entzückende Gefühl, sich geliebt zu wissen von dem Gegenseitigen geheimer, schüchternen Anbetung, und zugleich die Freude dieß Gefühl so innig von der guten Mutter geheilt zu sehen, alles dieß riß ihn für Augenblicke über die Wirklichkeit empor. Doch bald erwachend fragte er besonnen: „Und habt ihr denn nie den Namen

der holdseligen Wohlthäterin erfahren, liebe Mutter!“

„So höre doch nur! du läßt mich ja nicht ausreden!“ sagte die gute Alte, die seine stürmischen Lieblingen im geordneten Laufe ihrer Erzählung unterbrochen hatten, — „Höre nur! Der Müller aus der Nachbarmühle, dem du aufgetragen hattest, für mich und unser Eigenthum ein wenig Sorge zu tragen, kam; ich erzählte ihm gleich den ganzen Vorgang und beschrieb die Fremde auf das Genaueste. —

„Ach Mutter! Mutter!“ fiel Heinrich ängstlich ein — „das wird der fremden Dame nicht nach Wunsche gemessen seyn.“

„Freilich wohl,“ erwiderte die Alte verlegen, „sie hatte mir es zu verstehen gegeben; — aber, liebes Kind, denke dich doch nur in meine Lage! wenn man das Herz so voll hat — du! deine Abwesenheit, deine Gefahr, und nun die so ganz wunderbare Erscheinung! — Ich fragte, ob er denn nicht errathen könne, wer sie seyn müsse?“

„Das ist die Freiin, die da drüben das einsame Gut auf dem Berge bewohnt!“ erwiderte er. „Das Gut hat lange Zeit leer gestanden, weil ihr Vater noch ein anderes Gut am Meere besessen, und mit ihr dort gelebt hat. Seit dem Tode des von ihr sehr geliebten Vaters ist sie aber hierher gezogen, und lebt nur seinem Andenken und ihrer Neigung zu stiller Wohlthätigkeit.“

Die Mutter verbreitete sich noch lang über das Glück, von einer so hohen Gutsbesitzerin besucht und getröstet worden zu seyn; vor Heinrich aber that sich wieder die ganze, furchtbar gährende Kluft auf, die ihn von der Höhen trennte; ach, warum mußte sie so reich und vornehm seyn? —

Jedoch etwas kühner gemacht durch seinen Stand als Husarenoffizier, und auch getrieben durch den heißen Wunsch, der still in seinem Herzen lag, sie wieder zu sehen, und ihr den wärmsten Dank für die Wohlthaten gegen seine Mutter auszudrücken, beschloß er, der Verehrten einen Besuch abzustatten. Sie erkannte ihn sogleich, und kam ihm mit ungezwungener Anmuth entgegen. Ihr Betragen gegen ihn stößte ihm Muth ein. Der Ausdruck seines ganzen Wesens ließ ihr noch mehr als die Worte, das tiefe Gefühl errathen, das ihn zu ihr zog, und der Himmel selbst trat vermittelnd zwischen Glück und Jugend — denn beim Abschied sagte das edle Fräulein tief ge-

rührt, aber fest, zu dem erstaunten Heinrich: „Ich bin unabhängige Gebieterin meines Willens; dieß Gut ist das mir zugefallene Erbe meines unvergeßlichen Vaters; Euch, edler, theurer Heinrich, hat mein innerstes Selbst vom ersten Augenblick an erkannt; ein heiliges Verwandtschaftsband vereinigt uns schon in dem gleichen Streben nach kindlicher Frömmigkeit; doch nicht so edle Opfer habe ich meinem ewig geliebten Vater bringen können. Und braucht es erst dieser äußern Ehrenzeichen, — fuhr sie mit errötheten Wangen fort, auf den Orden seiner Brust blickend — um mich durch die Wahl meines Herzens — durch Eure Hand — hochgeehrt zu fühlen?“ —

So ward der selige Bund geschlossen.

Was die gute alte Mutter empfand, als ihr Sohn mit dieser Nachricht nach Hause kam, läßt sich denken. Sie lebte fortan in einem Himmel von Freuden.

Die Zeit der Vermählung wurde bestimmt, und rückte heran. „Nur Eines, sagte Blanka, so hieß die Braut, möchte ich noch zur Feier dieses heiligen Tages erwarten, die Ankunft meines geliebten, lange nicht gesehenen Bruders!“

Der Erwartete, dieser geliebte Bruder, langte an; — und — — es war der edle Anführer, den Heinrich früher durch seinen Muth aus einer Gefahr befreit hatte, der also Heinrichs Werth kannte, und nun mit Herzlichkeit das edle Paar in seine Arme schloß.

Folgen des fanatischen Aberglaubens.

(Mit einer Abbildung.)

Der Gegenstand dieser Abbildung bezieht sich auf einen unter den Bewohnern der Insel Madagaskar bestehenden barbarischen Gebrauch. Diese Insel ist gegen 200 geographische Meilen lang und den vierten Theil so breit. Sie liegt im Südosten von Aethiopien und ist durch den sogenannten Kanal von Mosambique vom afrikanischen Festlande getrennt. Für die zivilisirte Welt ist sie aber so zu sagen noch ein unbekanntes Land, außer einigen Küstenstrichen. Die Einwohnerzahl schätzt man zwischen anderthalb bis 3 Millionen. Die Natur ist da noch in ihren Urformen. Uralte, ungeheure Baumstämme liegen eingeklemmt zwischen Felsen und Klüften, und sind mit neuem Gebüsch und Bäumen wieder überwachsen. Der Wachsthum im Pflanzenreich ist hier durch

wunter Heinrich
 ein meinet Will
 angefallene Erbe
 s; Euch, die
 anwesend Sidi
 kann; ein heil
 einig und schon
 findlich dem
 fer habe in me
 uringen konn.
 ra Ehrenje
 Wangen fort.
 blickend — un
 ortens — dur
 ühlen? —
 geistliche.
 empfand, als ich
 ich Haupte kam
 ortan in einen

 urde bestim
 sagte Blant
 noch zur Fern
 a, die Untert
 esehenen Dre

 eber Bruder,
 er die Antik
 seinen Muth
 er also hind
 mit Herzlichkeit
 schloß.

 ergusonens.

 bildung bezie
 demohnen de
 en barbarische
 gegen 200 an
 den vierten The
 ilden von West
 enannten Kon
 afrikanischen
 willstere Will
 in unbekannt
 trichen. Die Ein
 schen unterhal
 ur ist da noch
 ungeheure Baum
 wischen Felsen
 nraum Gebüsch
 erwachsen. Der
 ist hier durch



Das Jern

Sanatistischer Aberglaube.

gehends riesenhaft zu nennen. Allenthalben stürzen bräusende Bergwasser, zur Regenzeit wie reißende Ströme, von den Bergen herab, bilden häufige Seen, oder eilen dem Meere zu. An gebahnte Wege ist auf der Insel nicht zu denken. Die Pfade der Menschen gleichen den Pfaden des Wildes, und über die schauerlichsten Schluchten führen leichte Brücken, von Baumstäben geflochten. Die Eingebornen wohnen Dörferweise beisammen; ihre Wohnungen sind zum Schutze vor den Ueberschwemmungen, gemeinlich auf Anhöhen erbaut; sie sind zeltartig, und an den gekreuzten Balken am Sibel mit allerlei ausgeschnitzten Kopfgestalten von Thieren und Vögeln verziert. Jedes Dorf ist mit einem breitem tiefen Graben umgeben, und nur ein einziger Steeg führt in das Innere, theils zur Vertheidigung in den häufigen Kriegen untereinander, theils zur Abhaltung wilder Thiere zur Nachtzeit. Die Eingebornen sind stark, wohlgebildet, kraushaarig, olivenfärbig, sehr kriegerisch, rachsüchtig, und thierischen sinnlichen Gesinnungen oft bis zum Wahnsinn ergeben. Sie haben Priester, die Bewahrer der religiösen Geheimnisse sind. Das Volk verehrt ein gutes und ein böses Wesen, die nach ihren Begriffen sich in die Herrschaft des Himmels und der Erde theilen. Religiöser Aberglauben übt auf dieser Insel über die stärksten und zartesten Triebe der Natur eine teuflische Gewalt aus. Gewisse Tage werden für die neugeborenen Kinder unheilbringend gehalten, so daß man die Zerstörung derselben für einen Pflichtakt der Darmherzigkeit betrachtet. Es werden daher alle an einem solchen Tage gebornen Kinder von den Aeltern gemordet, welche damit das wohlgefälligste Opfer zu bringen wännen. Schauerhaft ist die Art diese That zu vollziehen. Man denke sich einen neugeborenen Menschen, das Bild der Hülflosigkeit, hingegeben der Marter; seine Henker — die Aeltern!! Lächelnd liegt es in den Armen der Mutter, die es still und andächtig unter den Kämpfen der Liebe und des Aberglaubens, gefolgt von dem Vater und den Verwandten, hinaus vor's Dorf trägt und es niederlegt in den Staub, quer vor dem Steeg, denn alles was aus; und ein geht, wandeln muß. Unfern vor dem wimmernden Geschöpfchen setzen sich die Aeltern und Verwandten, ängstlich lauschend, nieder. Die Menschen gehen und kommen: aber sie

schrecken über den Gegenstand des Jammers, der sich im Staube windet, hinweg. Erst den Fußstritten der heimkehrenden Heerde ist's vorbehalten, seine Leiden zu endigen!! —

Bisweilen geschieht es wohl, daß ein solches Kind einen ganzen Tag so liegt und schwachtet, und am Ende, nur leicht verwundet, oder gar unverletzt davon kommt. In diesem Falle nimmt es der Götzenpriester auf, reinigt es mit Zeremonien im Wasser, und unter dem Jubel des Volkes giebt er's den entzückten Aeltern zur Pflege zurück! — Der böse Zauber des Tages ist dann durch die Macht des guten Geistes gelöst, und das Kind wird fortan als dessen Schützling betrachtet.

Ein anderer eben so unmenschlicher Gebrauch herrscht im mittleren Theile Indiens, wo die Engländer noch nicht Meister sind. Wenn eine Frau in der Provinz Radjepout lange unfruchtbar bleibt, so thut sie das Gelübde, daß ihr Erstgeborener sich selbst den Göttern opfern und sich von einem 120 Fuß hohen senkrechten Felsen herab, in einen Abgrund stürzen werde.

Hat nun ein solches fanatisches Weib in der Folge dennoch das Glück, oder vielmehr das Unglück, Mutter eines Knaben zu werden, so offenbart sie ihm, wenn er herangesprochen, ihr Gelübde, und weiß des Kindes Einbildungskraft so zu befangen, daß es diese Aufopferung als ein unvermeidliches Schicksal betrachtet, und willig Folge leistet.

Ist der Zeitpunkt da, wo das Gelübde vollzogen werden soll, so wird das Opfer durch erhitze Getränke betäubt und mit Zeremonien an den Abgrund geführt. Vergebens würde es jetzt zu entfliehen suchen. Das zu diesem heiligen Feste versammelte Volk will sein Opfer, und Bewaffnete würden es mit Gewalt in die grause Tiefe schleudern.

Es herrscht freilich hiebei die religiöse Meinung, daß das Opfer auf der Stelle wieder auflebe und den Rang eines Rajahs in der andern Welt bekomme. Wenn, was fast unmöglich ist, der Knabe den verhängnißvollen Sprung überlebt, so wird er Rajah des Bezirks. Wahrscheinlich sorgen aber die regierenden Rajahs ins Geheim dafür, daß es auf diese Art nicht viele Dräbentenden giebt.

Ein solches Menschenopfer hatte noch am 10ten Mai 1839 statt!

Weiber = Rache,
eine spanische Kriminalgeschichte.

(Wuchstüblich wahr).

Armes Spanien! wo sind deine Kaskaden
ganeeten hingekommen? Was ist aus deinen
fröhlichen Boleros geworden? Hast du keine
Galans mehr, welche Serenaden machen?
Klingt die Guitare nicht mehr unter den
Fingern der Liebenden? Singt man nur
politische Lieder, und herrscht von den Pyrenäen
bis Alpujerras, von Barcellona bis
Sankt-Jago nur Schrecken? Die kleine
Stadt Ecija schien davon eine Ausnahme
machen zu wollen, und ein feierliches Hochzeitfest
sollte sich dort bereiten. Seit lange
Zeit wünschte der Cajetano Balboa, einer
der reichsten Handelsleute der Stadt seinen
Sohn zu verehlichen, und er wünschte dieß
um so eifriger, als dieß nach seiner Meinung
das einzige Mittel war, den Jüngling aus
einem zweideutigen Verhältnisse loszu-
reißen, das ihn unglücklich zu machen drohte.
Pedro, nachdem er seine Studien auf der
Universität vollendet hatte, erhielt eine An-
stellung bey der Gesundheits-Junta in
Madrid, und ob schon er eben so wenig Ge-
schmack am Beamtenwesen als am Handel
fand, so zog er doch den Aufenthalt in der
Hauptstadt jenem in Ecija vor, und seine
Anstellung diente ihm bei seinem Vater
zum Vorwande, Madrid nicht verlassen zu
dürfen.

Seine amtliche Stelle brachte ihn mit den
ersten Pharmazeuten (Apothekern) der Stadt,
in Relation, und so lernte er Donna Maria
Catalina de Biariza, die Gattin des Che-
mikers Alonzo Vazardo kennen, welcher po-
litischer Untriede wegen nach Ceuta verwie-
sen wurde, dort aber zu entkommen Gelegen-
heit fand, und nach Marokko gieng, wo er
seinen Glauben verläugnete und die Arznei-
wissenschaft ausübte.

Catalina hatte noch nicht ihr zöstes Jahr
erreicht, als sie Pedros Bekanntschaft mach-
te; sie war noch schön und galt für sehr
geistreich. Pedro verliebte sich in sie, und
war bald von ihr umgarnt. Allein der erste
Wahnsinn exaltirter Liebe dauerte nicht lan-
ge. Er bemerkte bald, daß seine Geliebte bis
zur Raserei eifersüchtig war. Wenn er nur
ein anderes Frauenzimmer lobte, ja nur
ansah, so folgten von ihrer Seite Thränen,
Vorwürfe, ja selbst Drohungen. Sie sagte:

„Wenn du sie liebst, Verräther, also werde
ich erst sie tödren, und dann dich!“

Pedro liebte Catalina nun nicht mehr,
aber er fürchtete sie. Er wünschte jetzt sich
von ihr loszumachen, aber er besaß den Muth
nicht dazu. Schon seit einigen Jahren durfte
er nicht einmal mehr nach Ecija gehen, um
den Geburtstag seines Vaters mit zu feiern,
wie das sonst gewöhnlich war. Cajetano
hatte hierüber seinem Sohn schon mehrmals
bittere Vorwürfe in Briefen gemacht. End-
lich, im Juli des Jahrs 1837, faste Pedro,
in Folge eines heftigen Zwistes mit Catalina,
den Muth, und verließ Madrid, um einige
Tage im Schooße seiner Familie in Ecija
zuzubringen.

Sein Vater benutzte seine Anwesenheit,
um ihn mit seiner Cousine Raimonda Balboa
bekannt zu machen, die er seit ihrer Kindheit
nicht wieder gesehen hatte. Sie war ein sehr
schönes Mädchen geworden, und so wie in
Spanien jedes schöne Mädchen, welches die
Mutter Gottes zur Patronin hat, einen
Namen eines Marienfestes als Zunamen zu
dem ihrigen setzt; z. B., Maria-Verkündi-
gung, Maria Himmelfahrt, so hieß man
diese Maria der blendenden Weiße ihrer
Haut wegen, unsere Liebe-Frau-von-Schnee.
Diesen Reizen fügte sich auch noch viel Geist
bei und ein gutes Herz. Don Pedro, als er
sie sah, stellte unwillkürlich zwischen ihr
und seiner Geliebten in Madrid Vergleichen
an, welche nicht zu Gunsten der letztern aus-
fielen, und er blieb immer länger und länger
in Ecija, ungeachtet der drängenden Briefe,
welche ihm Catalina schrieb. Einer dieser
Briefe endigte mit folgenden Worten:

„Ja, Verräther, ich weiß nun, warum du
nach Andalusien gegangen bist, und wes we-
gen du so lange dort verweilst. Wie ein ande-
rer Pygmalion willst du deine Natur am
Schnee erwärmen, aber nimm dich in Acht,
ich werde sie ganz kalt machen, diese Puppe
von Schnee. Ich werde sie tödren; dann dich,
und endlich mich selbst.“

„Catalina Biariza.“

Der Zufall wollte, daß dieser Brief mit
der übrigen Handelskorrespondenz auf das
Pule des Vaters Balboa gelegt wurde. Er
sah die Adresse nicht an, öffnete, las und be-
antwortete ihn in folgenden Ausdrücken:

„Sennora, ich habe Ihr an meinen Sohn
unterm 1sten d. M. gerichtetes Schreiben
gelesen und bin außerordentlich verbunden

für Ihre Anhänglichkeit an seine Person. Der Antheil den Sie an ihm nehmen, wird Sie zugleich bestimmen, zu bedenken, daß nur ein geselliges, dem Alter und Charakter nach gleiches Bündniß das Glück in der Ehe machen können. Da Ihre Lage meinem Sohne nicht erlaubt, Hoffnungen auf Ihre Hand zu nähren, so werden Sie selbst meinen Entschluß billigen, ihn hier nach meinem und seinem Wunsche zu verehlichen. Sie werden also — ich halte mich davon im Voraus überzeugt, — nicht durch ferneres briefliches Drängen meinen Sohn vermögen wollen, nach Madrid zurückzukehren. Mein Sohn wird es tief fühlen, von Ihnen entfernt zu seyn, und ich erfülle nur seinen Wunsch indem ich Sie ersuche, einen kleinen Beweis seiner Zuneigung empfangen zu wollen. Der Prozeß Ihres Garten hat einen Theil Ihres Vermögens verzehrt; mein Sohn schätzt sich glücklich, einen Theil dieses Verlustes zu vergüten, und bittet Sie, eine jährliche Rente von 5000 Realen von ihm anzunehmen. Ich habe daher dem Hause Vincent Faja den Auftrag gegeben, Ihnen die erste Jahresrente gegen Ihre Empfangs-Bestätigung und gegen Ihre schriftliche Erklärung, daß Sie allen Briefwechsel mit meinem Sohne aufgeben, auszubezahlen, und somit empfehle ich Sie dem Schutze des Himmels.

„Gayetano da Balboa.“

P. S., Ich habe die Drohungen, welche Sie ihrem geehrten Schreiben beifügen, nicht besonders in Betrachtung gezogen, und ich bin überzeugt, daß Sie Ihnen nur in einem Augenblick der Aufregung und Ungeduld entzafahren sind, und daß Sie, weit entfernt sind, sie wirklich ins Werk zu setzen, denn man sagt mit Recht: „Ein Hund der bellt, beißt nicht.“ Wenn es Ihnen übrigens doch beifallen sollte, hierin handelnd zu Werke zu gehen, so bringe ich Ihnen nur in Erinnerung, daß wir in Ceja einen Corregidor und einen Alca de Major haben, welchen bey dem kleinsten Versuche mitgetheilt werden wird, was Sie beabsichtigen, und die für die Sicherheit meines Sohnes und seiner Braut die gehörigen Maßregeln zu treffen wissen werden.

In der Zerstreung und gewohnt an die Formen der Handelskorrespondenz, setzte Balboa auch am Schlusse dieses Briefes den Cours des Tages.

Von diesem Augenblicke schrieb Catalina nicht mehr, und Pedro suchte den Augenblick

seine Verbindung zu beschleunigen. Man erhielt bald die Dispens in Rücksicht auf die Verwandtschaft, und der Hochzeitsstag erschien.

Als man aus der Kirche trat, und noch auf den Stufen derselben stand, trat eine Gruppe von jungen Mädchen herzu, und bot der Braut Blumen an, welche sie, erfreut über die Aufmerksamkeit ihrer Gespielinnen, annahm. In der Mitte des Straußes selgte sich eine schöne weiße Glocke der Datura, welche Pflanze man, ihrer Gifthaltigkeit wegen, „die Trompete des jüngsten Gerichtes“ nennt. Diese war von Drangenblüthen und Myrthen umgeben. Kaum hatte Maria daran gerochen, als sie, wie vom Blitze getroffen, ohnmächtig wurde. Don Pedro faßte sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küßen, hoffend, daß dies nur eine vorübergehende Uebelkeit seyn würde. Verste wurden herbeigerufen, und erklärten die Arme für todt. Nun erinnerte man sich an Catalina's Drohungen, und die Meinung wurde laut, der Blumenstrauß sey vergiftet gewesen. Man wollte ihn untersuchen, allein er war verschwunden. Man fragte die jungen Mädchen, welche ihn gebracht hatten; sie erklärten, er sey ihr von einer Unbekannten gegeben worden, welche versprochen habe, mit ihnen die Braut zu begrüßen, sie sey aber nicht erschienen. Auf diesen Grund verordnete das Tribunal Catalina in Madrid zu verhaften und nach Ceja zu liefern, um mit den jungen Mädchen confrontirt zu werden. Als man Ihnen Catalina vorstellte erkannten sie selbe für jene, welche ihnen den Strauß gegeben habe, die aber ihrerseits behauptete, Madrid nicht verlassen zu haben und gedungene Zeugen bestätigten diese Behauptung.

Die Ansagen der Verze machten diesen Prozeß noch dunkler. Als sie den Leichnam untersucht hatten, erklärten sie, daß sie im Innern keine Merkmale gefunden, welche Spuren von Vergiftung zeugen; einige behaupteten sogar, es sey unmöglich, mittelst des Geruches so schnell zu tödten, und erklärten das Ganze für einen Schlagfluß. Diese Erklärung und Catalina's standhaftes längen, bestimmten das Gericht, sie, welche einbezogen war, wieder in Freiheit zu setzen.

Während sie in Haft war, hatte sie mehrere Briefe an Don Pedro gesandt. In einem derselben hieß es: „Die Liebe zu dir ist die einzige Ursache, warum ich jetzt so schmachliche

folgen. Man ver
 schickte auf die
 schiffstrasse
 und noch
 und trat eine
 herzu, und bot
 die zu, wie er
 Gesandten,
 er auch nicht
 der Dama,
 stigkeit zu
 in Berichts
 schätzten und
 im Maria da
 Witz retrosi
 doro lobte sie
 mit Küßen,
 übergebende
 werden hebbis
 me für todt.
 lina's Dros
 de laut, die
 wesen. Man
 er war vers
 Mädchen,
 flürten, er
 haben wos
 t haben die
 re erschie
 das Reis
 hatten und
 den jungen
 Als man
 en sie selbe
 uf gehen
 is, Madrid
 ungenet Zus
 hten diesen
 in Reihnem
 daß sie im
 en, welche
 einige bei
 ch, mittelst
 und erklä
 fuß. Dies
 ofted kung
 welche eins
 zu sehen.
 sie mehrere
 In einem
 die ist die
 schmächtige



Weiber, Straße.

Verjoigungen erdunden muß. Ich bin unschuldig; aber wenn ich auch schuldig wäre, so wäre ich es nur für dich, und du wirst mich nicht verlassen.“

Sey es aus Mitleiden, sey es aus einem Neß von Zuneigung, Pedro besuchte sie im Gefängniß, und bei diesen Besuchen wandte sie alle Mittel, die dem ver schmigten Weibe zu Gebote standen an, ihn wieder zu gewinnen. Wirklich war sie kaum in Freiheit gesetzt, als man zum Skandal der ganzen Stadt, den schwachen Pedro wieder an ihrer Seite erblickte. Sie drängte ihren Geliebten auch, mit ihr wieder nach Madrid zurückzukehren; allein es hatten sich Hindernisse von Selten der Familie der Verstorbenen erhoben, welche aus dem abgeschlossenen Heirathskontrakte die Ausbezahlung des Heirathsguts forderten.

Wir wollen die Umstände dieses Prozesses nicht verfolgen, sondern unsere traurige Hauptgeschichte fortführen.

Don Gayetano machte seinem Sohne Vorwürfe über sein unmürdiges Betragen, er stellte ihm das Schändliche desselben in den Augen der Menschen, das Verbrecherische vor dem Himmel vor. „Wenn du in deinem sträflichen Umgange mit der Siftemilcherin verharrest, sprach er zu ihm — so enterbe ich dich hier auf Erden, und du wirst jenseits, mit dem väterlichen Fluche belastet, erschweinen.“

Pedro ließ sich überreden, und verließ Catalina noch einmal. Er bezog jetzt das väterliche Haus, weil er hoffte, das Weib würde es nicht wagen, dort zu erscheinen. Er irrte sich, und noch an dem nämlichen Tage benutzte diese die Unachtsamkeit der Diener, um zu Don Pedro zu dringen.

„Du willst mich also wieder verlassen, sprach sie zu ihm, und setze alle Künste der Verführung neuerdings in Bewegung. Sie flehe, weinte, raste, aber alles vergebens! Diesmal war Pedros Entschluß unerschütterlich. — Catalina wurde dann wüthend. „Schändlicher! schrie sie, glaubst du ungestraft mich beleidigen zu können? — Wohlan! wisse! ich habe sie geödtet, die du mir vorgezogen hast, und ich werde dich tödten!“ — Bei diesen Worten faßte sie Don Pedro am Arm. „Ja, von meiner Hand sollst du sterben! schrie die Rasende, und in diesem Augenblicke fühlte Pedro einen Nabelstich in den Arm. — Da hast du den Tod!“ rief sie,

und stürzte, eine starke Stecknadel von sich werfend, aus dem Zimmer. Es währte nicht lange, so fühlte Pedro, wie es plötzlich dunkel vor seinen Augen wurde, der Kopf ward ihm schwer, er stieß einen Schrei aus, und stürzte zu Boden. Auf den Schrei eilten die Diener herbei. Sie holten einen Arzt, welcher durch seine Hülfe Pedro zum Bewußtseyn zurückbrachte, und erzählen konnte, was vorgefallen. Man suchte die Stecknadel, war so glücklich, sie zu finden, und die chemische Untersuchung zeigte, daß die Nadel vergiftet war. Zum Glück war ein Theil des Giftes am Kleide, durch welches die Stecknadel dringen mußte, hängen geblieben, und Pedro genas wieder von diesem Mordversuche, welcher sonst tödlich gewesen wäre.

Catalina wurde nun aufs neue gefänglich elngezogen und vor das peinliche Gericht gebracht; sie gestand diese letzte That, und auch die Vergiftung Mariens. Sie wurde zum Tode verurtheilt, und erlitt die Strafe ihrer Verbrechen durch die Hand des Scharfrichters.

Marx, das Soldatentind, und ihre Pflegältern.

James Goggins, ein geborner Irrländer diente im englischen Heere, und brachte es bis zum Grade eines Sergeanten. Da heirathete er im Jahr 1788 ein braves Mädchen von rechtlichen Aeltern. Als nachher der Krieg mit Frankreich ausbrach, wurde das Regiment, unter welchem sich Goggin befand, nach dem Kontinent beordert, und ihm Ostende, das sich damals im Besiz der Engländer befand, 1793, zur Besatzung angewiesen. Frau Goggins war ihrem Gatten gefolgt und fand bald bei dem Gouverneur, General Stewart, eine Anstellung als Köchin und Haushälterin und verfab diese Geschäfte so lange als die Engländer diesen Platz inne hatten.

Im Jahr 1794 ward Frau Goggins Mutter ihres 5ten Kindes, welches noch an demselben Tage nach dem Niuss der katholischen Kirche getauft wurde, und den Namen Marx erhielt. Der Dienst der Mutter machte es in der Folge nothwendig, das kleine Wesen einer Amme zu übergeben, und Johanne Martins, eine arme, aber höchst eheliche Arbeitsfrau in Ostende ward dazu erwählt. Gegen ein Kostgeld von 20 Franken monatlich übernahm sie die Sorge

für das kaum 3 Monat alte Kind. Nach dem Urtheile beider Aeltern war das Kind bei dieser Pflegemutter in den besten Händen, und als die Engländer den Platz zu räumen gezwungen wurden, man aber Hoffnung hatte denselben bald wieder besetzen zu können, so entschlossen sie sich, die kleine Mary, statt des unruhigen Herumziehens, im Schutze ihrer Pflegemutter zu lassen.

Die Ereignisse der nächsten Feldzüge aber machte es den Aeltern eben so unmöglich zu ihrem Kinde zurückzukommen als es sich nachkommen zu lassen. Zudem verloren sie, durch die Unfälle der Zeit, ihr kleines Ersparsniß an Gelde, und alles ihr Gepäc. Frau Goggins war überdieß mit einer außerordentlichen Fruchtbarkeit begabt, denn sie wurde sechzehnmal Mutter; obgleich von allen diesen Kindern ihr nur ein Sohn von 12 Jahren und eine Tochter von 15 Jahren lebend blieb, die übrigen starben früh, was wohl den Beschwerden des Kriegeslebens oder ansteckenden Krankheiten zuzuschreiben seyn mochte. — Nach der Geburt des 16ten Kindes wurde die Mutter schwächlich; und auch des Vaters abnehmende Kraft zwang ihn, seinen Abschied zu nehmen. Er gieng nach Irland und lebte da mit seiner kleinen Pension im Geburtsorte seiner Frau und unter deren Verwandten.

Die Kriegsergebnisse und Sperrung des Continents gestatteten den Aeltern nicht, Nachrichten über ihr zurückgelassenes Kind einzuziehen, indem Ostende vom Jahr 1794 bis zum Jahr 1814 von den Franzosen besetzt blieb. Als aber durch die Begebenheiten des Jahres die Verbindungen wieder hergestellt wurden, erkundigte sich Goggin in Briefen bei Einwohnern des Orts, deren er sich noch erinnern konnte, so wie bei dem Stadtmagistrat, nach dem Schicksale seiner Tochter; allein er erhielt von niemand Antwort und seine Bemühungen waren fruchtlos. Selbst nach Ostende zu reisen, wie ihr beiderseitiger Wunsch war, konnte aber, wegen dem leidenden Zustand der Mutter und der wenigen Hülfsmittel über die sie zu verfügen hatten, nicht unternommen werden.

Beide Aeltern hatten indeß keinen ruhigen Augenblick, bis der Vater es endlich möglich fand, die Reise auf das Festland zu unternehmen. Am 2ten August 1818 reiste

er ab, und kam am 17ten desselben Monats in Ostende an.

Man denke sich nun, wie dieser arme Vater, nach einem Zeitraum von mehr als 22 Jahren, mit bebendem Schritt und klopfendem Herzen das ärmliche Häuschen der Pflegerin aufsuchte, die einst sein Kind unter ihre Obhut nahm. Zwar der Gedanke, er habe, nur der harten Nothwendigkeit nachgebend, die Kleine in fremden Händen gelassen, konnte vielleicht sein Gewissen beruhigen; desto weniger aber sein Gefühl. — Das jetzt völlig erwachsene Mädchen, wenn es noch lebte, war vielleicht roh, unwissend, vernachlässigt; — oder wie, wenn er sie in Schande oder Liederlichkeit versunken finden sollte? — Mit einer Besklemmung, die er, der nie den Tod gescheut, dennoch Todesangst nannte, erreicht er die wohlbekannte Wohnung und erkennt die Pflegemutter seines Kindes; er aber ist durch die Zeit und ein Leben voll Anstrengung und Sorgen so sehr verändert, daß fast keine Spur einer Erinnerung an ihn mehr in ihrem Gedächtniß lebt. Indessen, einige erklärende Worte genügen; sie eilt hinaus, und kehrt mit seiner Tochter zurück. Der glückliche Vater findet ein blühendes, wohlaussehendes und selbst für diese Verhältnisse wohlgezogenes Mädchen. — Ihr früheres Schicksal hatte bei einigen Einwohnern Theilnahme für sie geweckt; und durch ihr späteres musterhaftes Betragen, ihren Fleiß, ihre Unbescholtenheit erhielt sie sich auch die Schätzung aller derer, die sie kannten. Allein oft sagte ihr doch ein pituliches Gefühl sie sehe, eine Fremde unter Fremden allein in der Welt. Jetzt aber sah sie sich plötzlich in den Armen eines Vaters, der, fast ohne Wahrscheinlichkeit des Lebens, über's Meer herübergekommen war, sie aufzusuchen, und mit unbeschreiblicher Freude vernahm sie die Kunde, daß auch ihre Mutter noch lebe.

Durch ganz Ostende verbreitete sich schnell diese Nachricht, und man bewies dem Mädchen wie dem Vater den höchsten Antheil. Aber eben so sehr bewunderte man auch die seltene Uneigennützigkeit der treuen Pflegemutter. Denn als ihr das Kind anvertraut wurde, war sie so unvermögend, daß in dem monatlichen Kostgeld von 20 Fr. der größte Theil ihrer Einnahmen bestand,

Dennoch hatte sie sich gewelgert, als die Aeltern gezwungen waren, Ostende zu verlassen, einen Koffer mit Kleidern und einiges von Werth anzunehmen, die ihr, als Bürgschaft für baldige Wiederkehr, oder wenn diese nicht so schnell erfolgte, als Erfatz für das fehlende Kostgeld zurückgelassen werden sollte. Vielmehr versprach sie feierlich an dem ihr anvertrauten Kinde wie eine Mutter zu handeln, und getreulich hielt sie ihr Versprechen.

Sobald es, allem Ansehen nach, entschieden war, daß Niemand vom englischen Heere mehr nach Ostende zurückkehren könne, verdoppelte sie ihre Sorgfalt und ihren Fleiß für die ihr anvertraute Kleine. Sie arbeitete außer dem Hause, schmälerte sich aber Jahre lang den ohnehin so kärglichen täglichen Verdienst, um einer Bekannten, welche an den Tagen, wo sie außerhalb arbeitete, die kleine Mary in Aufsicht nahm, diese Dienste zu vergüten. Ja eine noch ernstlichere Prüfung ihrer Anhänglichkeit an das Kind stand ihr bevor, als sichets etwa 7 Jahre alt war. Ein Zimmermann aus der Stadt machte ihr nämlich Heirathsanträge.

Bei dieser Gelegenheit war, wie gewöhnlich, die Verläumdung geschäftig, diese ihre ungewöhnliche Liebe für ein angenommenes Kind zu mißdeuten, so daß der Freier forsderte, daß sie zu Widerlegung der ihm zu Ohren gebrachten Gerüchte, vor ihrer Verhehlung, die kleine Mary in eine öffentliche Anstalt für elternlose Kinder geben sollte. Allein diesen Vorschlag wies sie mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zurück, obgleich ihr durch Nachgeben eine Vergleichungsweise bequemere Lage sich ihr darbot. Eine Zeitlang schlen die Heirath sich zu zerschlagen, dann aber gab Vanloo nach, und es war eine merkwürdige Führung, daß auch ihm alsdann die kleine verlassene Mary fast eben so lieb als seiner Ehefrau ward.

In ihrem achten Jahre bekam das Mädchen die Blattern und war lange blind; sie wurde zärtlich gepflegt, und erhielt endlich auch ihr Gesicht und Gesundheit wieder. Als sie heranwuchs und gute Anlagen zeigte, schickten ihre braven Pflegeältern sie fünf Jahre hindurch in die beste Schule der Stadt, und später thaten sie dieselbe zu einer Kleidermachersin in die Lehre. Dies

muß um so mehr auffallend erscheinen, da ihre eigne Familie nach und nach mit vier Kindern vermehrt wurde.

Welche Kosten und Aufopferungen für das wackere Ehepaar mit der gewissenhaften Sorge für Mary verbunden war, kann man aus folgender Berechnung, durch Vanloo selbst aufgezeichnet, ersehen:

Für 15 Jahre Unterhalt, den Monat zu 20 Fr.	Fr. 3600
Für 5 Jahre Schulgeld, das Jahr zu 16 Fr.	80
Für 4 Jahre Unterweisung im Kleidermachen, 40 Fr. jährl.	160
Für die nöthigen Kleidungsstücke	200

Zusammen: Fr. 4040

Nur von 15 Jahren Kostgeld ist in dieser Berechnung die Rede, weil Mary nach dieser Zeit zur Freude und zum Stolz ihrer Pflegeältern alles zu ihrem Unterhalt Nöthige, sich selbst erwerben konnte, und höchst glücklich war, wenn sie noch etwas für ihre treuen Beschützer erübrigen konnte.

In der ganzen Stadt war nur eine Stimme, über ihr und der Pflegeältern gegenseitiges Benehmen, so daß mehrere Menschenfreunde bewegt wurden, eine Subscription zu veranstalten, um denselben wenigstens einen Theil ihrer Aufopferungen zu vergüten, da es dem alten Vater, der nur von seiner kleinen Pension lebte, unmöglich war, es selbst zu thun.

Die Frage war nun, ob Mary, die jetzt unter den Einwohnern von Ostende ziemlich viele Beschäftigung hatte, um ihr Auskommen für ihre künftige Lebenszeit gesichert zu sehen, ihre Kundschaft aufgeben, und auf's Ungewisse mit ihrem Vater nach Irland gehen sollte. Nach langem Kampfe zwischen väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit entschied der Heirathsantrag eines jungen, braven und wohlhabenden Gewerbsmannes aus Ostende für Marys Verbleiben in dem Orte wo sie geboren wurde. Dem alten Vater verschaffte man die Mittel zur Rückreise in sein Vaterland, und Mary wurde bald darauf eine glückliche Gattin, zur Freude und Stütze sowohl ihrer Aeltern als ihrer Pfleg-Aeltern, für welche sie fortwährend eine ächt kindliche Dankbarkeit bewahrte.

Das Innere eines Sklaven-Schiffs.

(Mit einer Abbildung.)

Unstreitig ist der Menschenhandel das schändlichste Gewerbe, womit zivilisirte Menschen sich noch heutigen Tages entehren. Obgleich deshalb die strengsten Gesetze bestehen, und von mehreren Regierungen Schiffe dazu bestimmte sind, an den afrikanischen Küsten zu kreuzen, um den Handel mit den Schwarzen zu unterdrücken, so wissen doch immer habgüchtige, gewissenlose Schiffs-Ausrüster, schlau und kühn, auf allerlei Weise die Wachsamkeit der Kreuzer zu umgehen: und so werden von Jahr zu Jahr noch eine Menge Schwarze als Sklaven an den Küsten des freien Amerikas verkauft. — Daß übrigens die Einwohner jener Länder selbst zu diesem abscheulichen Handel die Hände bieten, weil die Stämme in immerwährenden Kriegen mit einander leben, und ihre gefangenen oder geraubten schwarzen Brüder an die Küsten zum Austausch gegen Geld und armseliges Spielzeug verhandeln: aber daß Europäer, zivilisirte Menschen, die sich sogar Christen nennen, gegen alle menschlichen Gefühle so abgestumpft sind, und diese armen Schwarzen mit einer Grausamkeit und Rohheit behandeln, die der bessere Mensch sich nicht einmal gegen das Vieh erlaubt, dieß ist, leider, eine traurige Wahrheit.

Schon die Art und Weise, wie diese unglücklichen Schlachtopfer der Habgucht und des Geizes, gleich einer Herde herbeigetrieben und in den untern Räumen des Schiffes zusammengedrückt werden, ist abscheulich. In der Regel bekommt jeder einzelne männliche Sklave einen 6 Fuß langen und 1 Fuß 4 Zoll breiten Raum zum Liegen, ein Weib 5 Fuß 10 Zoll Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite. Eine solche Eingeschränktheit ist furchtbar, die Luft muß nothwendig in diesem vollgepfropften Kasten höchst verdorben werden, zumal unter dem heißen Klima.

Die anderseitige Abbildung zeigt einen Theil des Innern eines solchen Aufenthalts. Oft aber haben sie nicht einmal so viel Raum, sondern sind gleichsam nebeneinander eingekerkert, so daß sie nur auf der Seite liegen können. Dabei sind die einzelnen Abtheilungen oder Böden eines Sklavenschiffes gewöhnlich so nahe übereinander, daß die Regier nicht einmal im Stande sind aufrecht sitzen zu können.

Der Schiffsraum auf unserm Bilde ist für die Kranken bestimmt, die wegen der ungesunden Wohnart bei Keuten die in ihrem Vaterlande von frischen Früchten, Wurzeln und Fischen leben, oft häufig sind. Die Nahrung die den Negern zweimal täglich gereicht wird, besteht aus einem gekochten Brei aus Reis und Bohnen, Weisbrotmehl, auch zuweilen mit einer Sauce von Palmöhl, Pfeffer und etwas Fleischbrühe, und bei jeder Mahlzeit einen Schoppen Wasser. Auf der Reise verdirbt das Getränk leicht und bei längerer Fahrt entzieht man ihnen sogar einen Theil dieser Portion. Leicht entstehen da unter dem heißen Himmel, bey der tiefen Schwermuth dieser Unglücklichen, Scharbock, Ruhr, Gallenfieber, selbst Wahnsinn. Zwar werden bei gutem Wetter ihre Lagerstätten gelüftet und sie selbst auf das Verdeck geführt. Hier müssen sie nicht bloß herumgehen, sondern springen, und man zwingt diejenigen, welche aus Schwäche oder Traurigkeit dazu nicht geneigt sind, durch Peitschenhiebe zum Tanz.

Zeigt sich eine ansteckende Krankheit oder tritt regnerisches oder stürmisches Wetter ein, wodurch es nothwendig wird, die Schiffe und Luftsäcker des Schiffs zu verschließen, dann muß der Anblick eines solchen Kerkers schauerhaft seyn. Die Hitze ist alsdann so groß, daß kein Wundarzt es lange aushalten kann. Der pestilenzialische Geruch, der sich durch die Unreinlichkeit der Kranken erzeugt, ist so gefährlich, daß man Beispiele genug hat, daß Männer, die Abends völlig gesund in das untere Verdeck hinabstiegen, Morgens als Leichen hervorgezogen wurden. Man denke sich jetzt das Rässeln der Ketten, das Weinen, das Winseln, das Köcheln der Sterbenden, den Schrei der Verzweiflung, und man hat ein Bild des namenlosen Elends dieser Unglücklichen.

In dieser Lage der Dinge ist es nicht zu verwundern, wenn von 490 Negern 180, oder von 895, die sich auf einem Schiffe befanden, 356 auf der Reise starben. Reizen die Blattern ein, so holt man manchmal in einem Tage 10 Leichen aus dem untern Raume hervor.

Schrecklich ist der Zustand der Sklavenschiffe, wenn sie von einer Windstille befallen werden, oder ihnen auch wegen Ueberladung die Lebensmittel ausgehen. So geschah es, daß ein solches Schiff mit 400 Nes-

gern auf eine Sandbank stieß. Die Schiffs-Mannschaft befürchtend, daß die vielen Neger ihnen die wenigen Lebensmittel bald aufzehren würden, beschloßen, zur Rettung ihres eigenen Lebens, sich der Neger auf alle Art in kurzer Zeit zu entledigen, und von den eingeschifften Negern wurden nur 34 am Leben erhalten, und nochmals in Jamalca verkauft. Solche Greuel sind nicht selten.

Endlich verdient folgendes Ereigniß hier einer Erwähnung. Ein Sklavenschiff hatte gegen 500 Neger eingehandelt und lag, eine Meile von der Küste entfernt, zur Abreise fertig. Viele Neger, jedoch gefesselt, waren auf dem Verdeck, um abwechselnd der frischen Luft zu genießen; die Weiber und Kinder gingen frei umher; die übrigen waren unten im Raume, wie gewöhnlich zwei und zwei an Händen und Füßen gefesselt, und überdies noch durch zwei lange Ketten alle mit einander zusammen verbunden. Da zapfte ein Matrose bei der Lampe in der Proviantskammer Branntwein. Am Faß waren Reife gesprungen, und zu einem Klß sprang der Korngelst heraus und fieng Feuer. In zehn Minuten verbreitete es sich mit solcher Heftigkeit auf dem Schiffe, daß die Matrosen verzweifeln es löschen zu können, ehe es die Pulverkammer erreichte. Freilich suchte man vor Verlassung des Schiffs jene beiden gemeinschaftlichen Ketten zu öffnen; in der Verwirrung fand man den Schlüssel nicht; nur eine derselben konnte man aufsprengen, da schon das Feuer die Pulverkammer erreichte. Wer es vermochte, sprang jetzt ins Meer, und das Schiff flog bald mit den zusammengefetteten Negern in die Luft. Portugiesische Fahrzeuge, welche an der Küste lagen, sandten ihre Böde zu Hülfe; sie fischten noch viele theils lebende theils zerschmetterte Neger auf. Hünfzig starben jedoch bald an ihren Wunden, denn die Fußfesseln hatten ihnen beim Aufstiegen die Beine zerschmert. Nur 200 von den eingeschifften blieben übrig und wurden an andere Sklavenhändler verkauft.

Natürliche Folgen dieser schrecklichen Behandlung der Neger sind dann ihre Versuche, sich selbst das Leben zu nehmen, oder durch einen Aufstand ihr Schicksal zu ändern. Die Männer suchen bei vielen Gelegenheiten sich ins Meer zu stürzen. Man sah mehrere derselben, welche, da sie den Böden, mit denen sie wieder aufgesicht werden sollten, glücklich

entgangen waren, den Kopf und die Arme triumphirend über das Wasser emporhoben, und dann sich unter sinken ließen. Selbst die Weiber, besonders wenn ihnen die Kopiräne ihre Kinder, als lästige Bürde bei der Fahrt, entretßen, wählen diese Todesart. Wieder andere enthalten sich durchaus aller Nahrung, und so sehr man sie auch zum Essen zwingen will, so schwinden sie lieber langsam dem Hungertode entgegen.

Fürchterlich ist der Zustand der Mannschaft eines Sklavenschiffes, auf welchem ein Aufstand der Neger zum Ausbruche kommt. Außer der Vorsicht, einen großen Theil der Männer zusammenzufesseln, hat das Sklavenschiff in der Mitte des Verdecks eine hohe starke Scheidewand, die Schanze genannt, worauf oben kleine, stets geladene Kanonen stehen. Die Seite, wo die männlichen Sklaven sich befinden, ist ganz glatt, damit jene sie nicht erklettern können. Dessen ungeachtet wagten es einst die Sklaven auf einem holländischen Schiffe, an dem Tage ihrer Abfahrt nach Westindien, gegen die Weißen zu rebelliren. Sie waren glücklich genug, sich ihrer Fesseln zu entledigen, überwältigten bald die Mannschaft und machten sie alle nieder, einen einzigen kleinen Schiffsjungen ausgenommen, der sich im Mastkorb zu bergen gemußt hatte. Die Weißen hatten jedoch noch Zeit gehabt, einige Nothschüsse zu thun und die Böde eines andern holländischen Schiffs, das noch auf einen Negertransport wartete, in Verbindung mit einer Anzahl Rähnen, mit bewaffneten freien Schwarzen, eilten dem Schiffsvolk zu Hülfe. Die Rebellen, als sie sahen, wie auch hier ihre schwarzen Brüder die Helfershelfer der Weißen wurden, geriethen in Verzweiflung, und um ihrer Bestrafung und abermaligen Sklaverei zu entgehen, legten sie Feuer an die Pulverkammer. Das Schiff flog auf; mehr als 400 Neger kamen um; nur etwa 30, nebst jenem Schiffsjungen, wurden von den freien Schwarzen aufgesicht und erhalten.

Nicht allein die Neger, auch die Matrosen haben oft von den Kapitäns die unmenschlichsten Behandlungen zu erfahren.

So ist der Negerhandel das Verderben der Weißen, wie der Schwarzen. Doch ist es immer ein Fortschritt zur Humanität, daß er mit jedem Jahre mehr abnimmt und die Sklavenschiffe überall verfolgt werden, wo sie sich blicken lassen.

Der Bauchredner und der Bär.

(Mit einer Abbildung.)

Das Dorf Hoppsfeld ist ganz vorzüglich der Sitz der Klatschereien und Verläumdungsfucht; jeder Mund ist dort eine Trompete, jeder Einwohner ein Echo; flüstert ihr des Morgens in einer Ecke der Pfarrkirche jemand ein Geheimniß ins Ohr, so hört ihr es am Abend überall wiederholt; selbst die Freundschaft ist unverschwiegen, und die Freunde gleichen zersprungenen Gläsern, die ihren Inhalt durchlassen.

Wollt ihr irgend einen Dienst von euerm Nachbar erwiesen haben, da dürft ihr nicht in Hoppsfeld wohnen, denn niemand hat da nur einen Augenblick Zeit für einen andern zu verlieren; fährt aber zufällig eine Kutsche durch das Dorf, oder ein Pferd läuft über die Straße, oder eine Stimme ruft: Besen feil! u. c., so verläßt jeder seine Arbeit um unter die Thüre oder an's Fenster zu treten; denn man ist eben so neugierig als man gerne Uebels nachredet, und ist mit seiner Zeit nur karg, wenn sie Dienstleistungen betrifft.

An einem schönen Herbstabend als Frau Mullers, auf der Thürschwelle ihres Hauses sitzend, eben mit Ausbesserung von Strümpfen beschäftigt war, warf sie den Strumpf plötzlich auf die Seite, und trat auf die Mitte der Straße, um zu sehen, wohin ihr Nachbar Willis so geschwind laufe. Bald sah sie einen großen Zusammenlauf von Männern, Frauen und Kindern, die vom andern Ende des Dorfs kamen, in deren Mitte ein großer schwarzer Bär, an der Kette von seinem Führer geleitet, ganz nachlässig einherschritt. Der Thiermann trug einen großen Rock, in dem Platz für zwei war, und Stiefel mit Umschlägen. Ein großer halb ausgehungertes junger Bengel, gieng voran und blies auf einem Dudelsack so kräftig, mit Trommelschlägen dazwischen, daß bald das ganze Dorf zusammenlief.

Vor dem rothen Löwen, dem einzigen Wirthshaus im Dorfe, hielt der Führer still, formirte unter den Zuschauern einen Kreis, befahl seinem Schwarsen aufrecht zu gehen, und ließ ihn seine graziösen Tanzbewegungen ausführen; endlich pflanzte er dem Thier seinen Hut auf den Kopf, und machte ihm verschiedene Touren vor, die Beiz auf's komischste nachahmte. Wie glücklich waren die Einwohner von Hoppsfeld! der Hause lachte auch von ganzem Herzen.

Ein Reisender, ein lustiger Kumpan, und vertraut mit dem Talent, Bauchrednerei zu treiben, war am Morgen in dem Wirthshaus abgestiegen, und betrachtete aus seinem Fenster den Barentanz. Er hatte sich schon selbst von der Leichtgläubig-

keit und Unwissenheit der Einwohner diese Dorfes überzeugt, und der Gedanke kam ihm ein, sich durch sein Bauchreden einen Spaß auf ihre Kosten zu verschaffen. Er kam herunter, mischte sich unter die Zuschauer, und wartete auf den Augenblick, wo der Pfeifer stille hielt um seinen Dudelsack wieder aufzublasen, um sich dem Führer zu nähren, und ihn folgendes mit einer ernsthaften Miene zu fragen:

„Ohne Zweifel spricht auch euer Bär?“

Der Bärenführer sah ihn schlau an, zog die Achseln in die Höhe, und antwortete barsch: „In der That, fragt ihn, und ihr werdet es erfahren.“

Gerade dies erwartete sich der Bauchredner. Er trat jetzt einen Schritt näher zum Bär, steckte seine beiden Hände in die Hosentaschen, und sich die Stellung eines Spaßmachers gebend, sagte er: „Beiz, ich mache dir mein Kompliment, du tanztst wie ein Operntänzer; aus welchem Lande bist du, mein Freund?“

Eine Stimme des Bauchredners, welche aus dem Rachen des Bären zu kommen schien, antwortete: „Aus den Schweizer-Alpen.“

Wir wollen es nicht versuchen, das Erstaunen der Zuschauer zu schildern; der Bärenführer war am meisten verblüfft von allen andern Gesichtern. Er riß seine dummen Augen auf, öffnete den zahnlosen Mund, und blieb in einer Stellung, als ob seine Füße in den Boden gewurzelt wären. Der Bauchredner wendete sich jetzt zu ihm, indem er sagte: „Euer Bär spricht sehr gut englisch, und kaum merkt man noch seinen schweizerischen Dialekt.“ Sogleich richtete er seine Fragen wieder an den Bär, und mit einer theilnehmender Stimme fragte er: „Warum machst du denn ein so betrübtes Gesicht?“

„Die englischen Nebel verursachen mir den Spleen,“ schien das Thier zu antworten.

Jetzt fingen die Zuschauer schon an, sich einige Schritte zurückzuziehen. Der Bauchredner setzte sein Gespräch fort:

„Ist es schon lange her, daß du bei deinem Herrn bist?“

„Schon ziemlich lange, um ihn überdrüssig zu sehn.“

„Geht er denn nicht gut mit dir um, mein Freund?“

„Ja, etwa so wie der Grobschmied mit seinem Ambos.“

„Und was willst du denn anfangen um dich zu rächen?“

„An einem schönen Morgen werde ich ihn wie einen Rübenschnitt zum Frühstück aufessen.“

Bei diesen Worten ließ die erschrockene Menge einen weiten Raum zwischen sich und dem Bären entstehen. Der verdutzte Führer wollte jetzt die Kette des Thiers gegen sich ziehen; in demselben Augenblick, sey es, daß der Ring in der Nase ihn schmerzte, oder daß er eine verdrießliche Langesweile äußerte, fieng der Bär heftig zu brummen an; dieß war gerade das, was der Spatzvogel erwartete: er drehte sich schnell um, und lief nach seinem Wirthshaus, die erschrocken Zuschauer thaten desgleichen und liefen pfeilschnell nach allen Seiten auseinander, als ob der Bär ihnen schon auf den Fersen sey.

Der Bauchredner sah aus dem Fenster des rothen Löwens mit Lachen den Fliehenden nach, während der Bär, die Ursache dieser Geschichte, sich ganz ruhig auf seine Hinterbeine setzte, und einen sorglosen philosophischen Blick über das was um ihn her vorgegangen war, zu werfen schien.

Aber der arme Führer und sein Musikus krazten sich hinter den Ohren: sie waren um ihre Einnahme geprellt, die der Bär am Ende jeder Vorstellung in eigener Person, den Hut in seinen beiden Tassen haltend, unter den Zuschauern einzusammeln gewöhnt war und nun den menschenleeren Platz sah. Zum Glück für den trostlosen Eschelm machte der Veranlasser dieses lustigen Streichs dieselbe Bemerkung und ließ dem Bären ein ansehnliches Geldgeschent in den Hut werfen, mit welchem alle drei, gedankenvoll über das Vorgefallene, das Dorf verließen.

Noch am nämlichen Abend mischte sich der Fremde unter die sich eingefundenen Gäste. Die Unterhaltung betraf natürlich bloß die Bärengeschichte, die mit vielen Zusätzen und Betrachtungen darüber besprochen wurde. Der Fremde welcher dachte, daß die Farce jetzt weit genug getrieben sey, wollte ihnen jetzt begreiflich machen, wie sich die Sache verhalte. Neugierig hörte man ihm anfänglich zu, als er herzlich lachte, und einige Proben zur Ueberszeugung gab. Als er aber geendigt hatte, seckten die Alten mit ungläubiger Miene die Köpfe zusammen.

„Dies ist wohl gut den Kindern weiß machen zu wollen, murmelte die alte Großmutter Griffr, aber nicht Leuten die Erfahrung haben. Es ist nicht das erstemal, daß Thiere sprechen können, wie man es selbst in der Bibel lesen kann daß Dileoms Esel geredet hat. Uebrigens hat der hundertjährige Kalender dieses Ereigniß vorausgesagt, indem er meldet, es werde in der Hälfte des Augustmonats, drei Tage vorher oder drei Tage nachher, etwas Wundervolles sich in der Welt zutragen.“

Der Fremde bot alles auf, die Leute zu überzeugen; allein sie zogen sich mißtrauend zurück, und bestanden darauf, daß er sie hintergehe.

Der Wirth, der alles mit einem listigen Blick beobachtet hatte, näherte sich, schlaw lächelnd, dem entmuthigten Fremden, und sagte zu ihm:

„Mein Herr, wundern Sie sich nicht darüber, was sie hören; Märchen werden von der Menge immer williger aufgenommen, als Wirkliches. Sie wollten die Bauern belustigen, und diese betrachten den Spaß für Ernst; alles Reden kann jetzt die Einwohner Hopfelds nicht mehr von der einmal gefaßten Meinung abbringen, daß der Bär sprechen kann. Wenn Sie mir eine Bemerkung erlauben wollen, schätzbarer Herr, so würde ich ihnen sagen, daß dies folgende Sache bestätigt, nämlich, daß es sehr oft von demjenigen, der unter dem Publikum eine ungereimte oder gefährliche Meinung verbreitet hat, nicht mehr abhängt solche zu zerstören, selbst wenn er die Wahrheit bekannt machen sollte.“

Leiden und Freuden eines Hagestolzen Leiden.

Der Bessagenerthe! Er kehrt in sein Loos, man kann nicht sagen in seine Häuslichkeit zurück. Es mag sich immerhin dort alles befinden, was er zur äußerlichen Bequemlichkeit nur wünschen kann — dafür hat seine Haushälterin gesorgt; aber dennoch hat sein Zimmer eine frostige Leere; die ganze Atmosphäre des Gemachs hat etwas Unbehagliches, die sauber polirten und rund herum geordneten Stühle scheinen den Vorwurf auszusprechen, daß sie so unbenutzt dastehen; die Tische und das übrige Geräthe prangen im frechen überflüssigen Glanze. Alles ist kalt und trocken. Kein freundliches Gesicht lächelt ihm ein herzliches Willkommen entgegen — keine liebliche Hand drückt die seinige — kein theilnehmender Blick erwiedert den welchen er im öden Zimmer umherschweifen läßt. Er setzt sich nieder, und greift nach einem Buche, er ist allein, es sitzt niemand neben ihm, der seine Lieblingsstellen mit ihm liest — seinem Urtheile beipflichtet, oder es berichtigt — kein Auge ist da, in welchem er seine eigenen Gefühle lesen kann, er hat keine Zuflucht, als zu sich selbst. — Sein ganzes Glück muß von ihm selbst ausgehen. — Er wirft versweiflungsvoll das Buch auf den Tisch, bedeckt sein Antlitz mit den Händen, und bricht in Thränen aus.